Paul Rée : ein Freund Nietzsches

Autor(en): **Treiber, Hubert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **29 (1987)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-972006

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In memoriam Dr. Gustav Ramming-Thön

Paul Rée – ein Freund Nietzsches

von Hubert Treiber

Spurensuche in der Landschaft Zarathustras

«Manches stille Denkerleben schleicht gleichsam an den Blicken einer Generation, zuweilen mehrerer Generationen, vorüber. Es taucht einmal empor. Werke werden sichtbar, die von berufenen Richtern für bedeutend gehalten werden. Erwartungen knüpfen sich daran . . . dann wird es stille, es bleibt stille, neue Menschen kommen, die alten gehen, Jahr reiht sich an Jahr, das Vergessen breitet seine Schwingen . . .» (Ferdinand Tönnies über Paul Rée)

Zur Einführung

Spurensuche in der Landschaft Zarathustras läuft auf das Bemühen hinaus, das wenige zusammenzutragen, was über den Arzt und Philosophen Paul Rée bekannt ist, der zeitweilig zu den engsten Freunden Friedrich Nietzsches und Lou von Salomés gehörte und mit Nietzsche die Lebensweise des «fugitivus errans» teilte – einen Lebensstil, der normalerweise im Vergessen seine Entsprechung findet. Dass Paul Rée heute überhaupt noch Aufmerksamkeit findet, verdankt er dem Umstand, dass er mit Nietzsche und Lou von Salomé in der «Beziehungskiste» steckte: das Gruppenbild mit Dame aus dem Jahre 1882 – Lou von Salomé als Wagen- und Männerlenkerin mit Nietzsche und Rée an der Deichsel – kündigt hiervon.

Die spärlichen Hinweise auf Rée, die sich in erster Linie in jenen Dokumenten finden, die der Selbstdarstellung zur Verfügung stehen: also Tagebüchern, Briefen, Autobiographien usw., werden zusammengetragen und zugleich einer kritischen Prüfung unterzogen, die deshalb notwendig erscheint, weil die Beinahe-Anonymität, die Paul Rée umgibt, zur «Mystifikation» verleitet. Diesen Schluss legen jedenfalls die auf Paul Rée gemünzten Ausführungen Theodor Lessings zum «jüdischen Selbsthass» nahe. Theodor Lessing, dessen Renaissance Neuauflagen dokumentieren, lässt Rée gewissermassen den «zweifachen» Gletschertod sterben: der «Vergletscherung seiner Seele» entspricht Rées angeblicher Freitod am «Fusse eines Gletschers». Dieser Version halten wir die «Spurensicherung» entgegen, wie sie im Polizeibericht festgehalten ist, dessen «Amtsdeutsch» keine Dramatik kennt: schliesslich dürfte ein Fehltritt beim Austreten zum Todessturz in die Innschlucht zwischen St. Moritz und Celerina geführt haben.

Paul Rée zur Zeit des Sorrentiner Aufenthaltes (1876). Aufnahme Foto Feretti Napoli (Nietzsche-Ikonographie GSA Nr. 101/385).

Der handgeschriebene Lebenslauf von Paul Rée

Paul Rée hat am 16. 11. 1874 an der Universität Halle um die Zulassung zur Promotion gebeten. Diesem Zulassungsgesuch fügte er eine eigenhändige (lateinische) Vita bei. Die mündliche Prüfung erfolgte am 2. 12. 1874; da Rée seine Dissertation zunächst in deutscher Sprache vorlegte und die lateinische Fassung erst am 10. 3. 1875 vom Gutachter akzeptiert wurde, kam die Promotion erst am 7. 4. 1875 zum Abschluss (Unterlagen; Archiv der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg).

Die Übersetzung des lateinisch verfassten Lebenslaufes, die dankenswerterweise von Frau A. Schleebach vorgenommen wurde, lautet:

«Lebenslauf

Geboren bin ich Paullus Rée am 21. November 1849 in Barthelshagen, einem Dorf in Pommern als Sohn von Ferdinand und Jenny Rée, geb. Jonas. Meine Eltern sind zu meiner Freude heute noch beide am Leben. Ich bin evangelischen Glaubens (1).

Im Gymnasium in Schwerin bin ich in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichtet worden und habe mich nach bestandener Reifeprüfung Ostern 1869 nach Leipzig begeben, wo ich 5 Semester (2) lang als Student der Philosophie (3) Drobisch, Roscher (4), Overbeck und Voigt gehört habe. Meine Studien sind durch den Krieg mit Frankreich während einer nicht so langen Zeit unterbrochen worden; denn nach meiner Verwundung in der Schlacht bei Gravelotte bin ich durch meine körperliche Schwäche daran gehindert worden, von neuem Kriegsdienst zu tun. Im Winter 1871–1872 habe ich in Berlin gelebt, wo ich mich besonders der Naturwissenschaft gewidmet habe. Ich habe die Vorlesungen von Reichert, Hartmann, Hofmann, Trendelenburg gehört. Von dieser Zeit an habe ich mich meistens auf dem väterlichen Gut aufgehalten und habe mich mit den Büchern teils der Philosophen, teils mit denen von Darwin beschäftigt.

All den Männern, durch deren Vorlesungen meine Studien gefördert worden sind, werde ich ein pietätvolles und dankbares Andenken bewahren.»

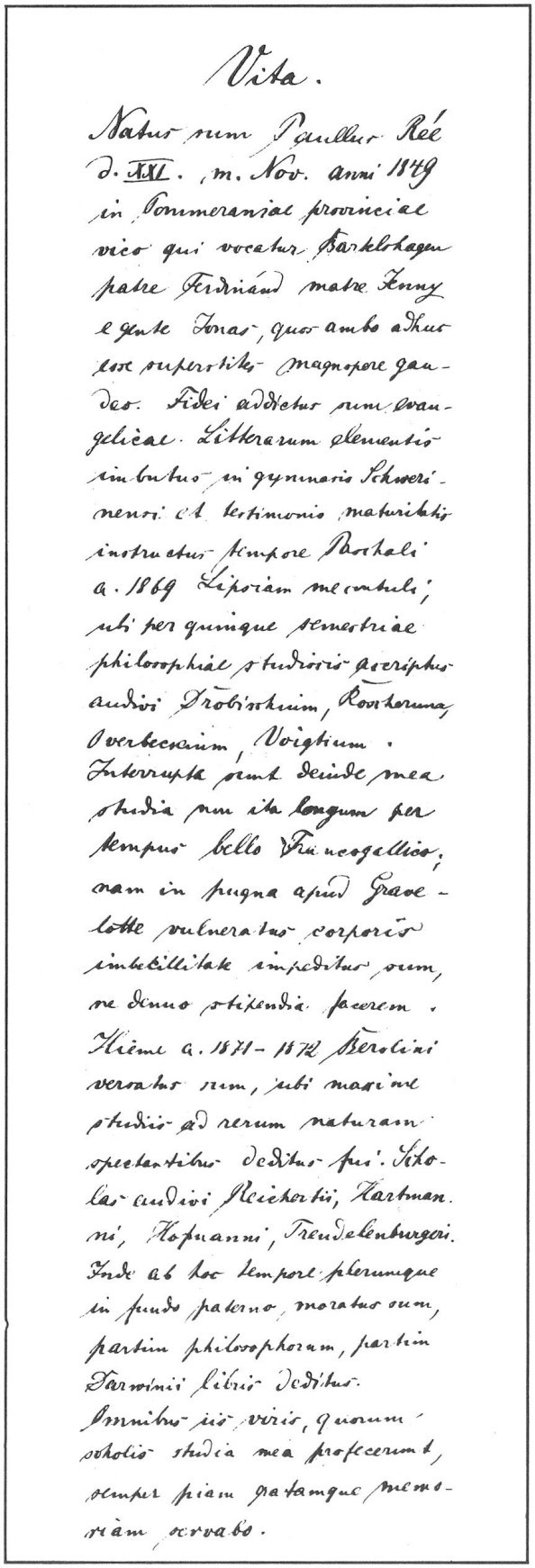
Erläuterungen:

(1) wörtlich: Ich bin dem evangelischen Glauben zu eigen gegeben worden. Dies scheint die sprachliche Formel für die vollzogene Assimilation zu sein.

(2) semestriae statt semestria.

(3) wörtlich: den Studenten der Philosophie dazugeschrieben. Diese Angabe ist nicht korrekt. Im SS 1869 hatte R. in Leipzig Philosophie studiert, seit SS 1870 Rechtswissenschaften; belegt hatte er bis zum WS 1870/71; vom SS 1871 hatte er sich beurlauben lassen (Archiv der Karl-Marx-Universität Leipzig).

(4) Roscheruna statt Roscherum.
Über die in der vita genannten Personen – einige von Rées akademischen Lehrern waren sehr angesehen – informieren z.B. Meyers Grosses Personenlexikon (1968), die Neue Deutsche Biographie bzw. das Gesamtverzeichnis des Lehrkörpers der Universität Berlin (Bd. I, 1810–1945, Leipzig 1955).



Vita.

Natus sum Paullus Rée
d. XXI. m. Nov. anni 1849
in Pomeraniae provinciae
vico qui vocatur Barthelshagen
patre Ferdinand matre Jenny
e gente Jonas, quos ambo adhuc
hoc superstites magnopere gau-
deo. Fidei addictus sum evan-
gelicae. Litterarum elementis
imbutus in gymnasio Schweri-
nensi et testimonio maturitatis
instructus tempore Paschali
a. 1869 Lipsiam me contuli,
ubi per quinque semestriae
philosophiae studiis operam
audivi Drobischium, Roscherum,
Overbeckium, Voigtium.
Interrupta sunt deinde mea
studia non ita longum per
tempus bello Francogallico,
nam in pugna apud Grave-
lotte vulneratus corporis
imbecillitate impeditus sum,
ne denuo stipendia facerem.
Hiemem a. 1871–1872 Berolini
versatus sum, ubi maxime
studiis ad rerum naturam
spectantibus deditus fui. Scho-
las audivi Reichertii, Hartman-
ni, Hofmanni, Trendelenburgii.
Inde ab hoc tempore plerumque
in fundo paterno moratus sum,
partim philosophorum, partim
Darwinii libris deditus.
Omnibus iis viris, quorum
scholis studia mea profecerunt,
semper piam gratamque memo-
riam servabo.

Warum die Suche nach Paul Rée gerade in Celerina beginnt

Die Kirche von San Gian bei Celerina mit ihrer reichbemalten hölzernen Leistendecke zeichnet sich nicht nur durch ihre die Hochebene von Samedan/Celerina beherrschende Lage aus, sondern besitzt darüber hinaus den Vorteil, dass sie unmittelbar an einer der reizvollen Langlaufloipen liegt, die den Engadin-Urlauber im Winter anziehen. Erwartungsvoll stieg ich an einem schönen Märztag aus der Loipe und die Stufen zu San Gian hinauf, wo sich der kleine und daher überschaubare Friedhof von Celerina befindet, wo auch das Grab von Paul Rée sein soll.

Friedhöfe von kleinen Gemeinden stellen so etwas dar wie ein in Stein gemeisseltes Telephon- bzw. Adressbuch; sie geben einen ersten informativen Überblick über die im dazugehörenden Ort verbreiteten Namen, lassen die Umrisse von «Verwandtschafts-Systemen» erkennen, informieren über die Alters- und Berufsstruktur sowie über lokale Gebräuche und Gepflogenheiten. Mit etwas Vorwissen vermag man sogar unter den Toten die die Lebenden beschäftigende Differenz zwischen «Einheimischen», die sich nach angesehenen und weniger angesehenen Familien «schichten» lassen, und «Zugereisten» bzw. «Vergessenen» auszumachen. Der Besuch eines Friedhofes vermag demnach die Reise in die eigene Gesellschaft zu erleichtern.

Paul Rée schien zu der Kategorie der Vergessenen zu gehören; sein Grab fand sich nirgends, auch nicht nach mehrmaligem Suchen. Es war ein Glücksfall, dass der Totengräber von Celerina, ein sympathischer und, wie sich herausstellen sollte, informierter junger Mann, an diesem Tag auf dem Friedhof seinen «Berufspflichten» nachging. Mit meiner Frage nach Paul Rée konnte er sofort etwas anfangen und führte mich direkt zu einem Kindergrab, das sich gleich hinter dem kleinen Turm der Kirche befindet. Der Grabstein hat die Aufschrift: «Corina Luzi, 21. I.–16. X. 1965».

Vor dem Kindergrab stehend, sagte der Totengräber: «Hier war sein Grab, hier liegt er noch!» Erläuternd fügte er hinzu, dass das Grab Paul Rées 1964 auf Veranlassung des Gemeinderats von Celerina aufgelassen worden sei, um auf dem kleinen Friedhof Platz zu machen für neue Grabstellen. Weder die Gemeinderäte noch der damalige Totengräber hätten wohl etwas von der Bedeutung Paul Rées gewusst, sein Vorgänger hätte die ihm aufgetragene Aufgabe unverzüglich und gründlich ausgeführt. Von dem Grabstein Paul Rées gebe es nicht einmal mehr irgendwelche Reste. An Paul Rée erinnere nur die 1958 angebrachte Gedenktafel mit der Aufschrift «Zum Andenken an Dr. Paul Rée, Philosoph und Arzt, 1849–1901» in der Charnadura Schlucht, die vom Friedhof aus leicht zu sehen ist in Richtung St. Moritz. Dies sei der einzige Hinweis auf Paul Rée, wenn nicht jemand einmal auf die Idee käme, auch an der Kirchenmauer hinter dem Kindergrab eine Gedenktafel anbringen zu lassen. Im übrigen sei es selten, dass sich Friedhofsbesucher bei ihm nach Paul Rée erkundigten. Wenn er recht informiert sei, habe Rée damals im Hotel Misani in Celerina gewohnt, dort könnte ich sicherlich mehr über ihn in Erfahrung bringen.

Das Hotel Misani war leicht zu finden. Ein junger Mann an der Rezeption – wie sich später herausstellte, der Sohn des Hoteliers – führte mich auf meine Frage nach Paul Rée in einen der Speiseräume des Hotels und zeigte auf ein Bild an der Wand. Es war das von dem Luzerner «Starphotographen» Jules Bonnet aufgenommene Gruppenbild der «Dreieinigkeit» von Friedrich Nietzsche, Paul Rée und Lou von Salomé – ein diskreter Hinweis darauf, dass Paul Rée und Lou v. Salomé einmal Gäste des Hotels gewesen sind.

Der Sohn des Hoteliers verwies mich an seinen Vater; er besässe diverse Unterlagen über Paul Rée und Lou v. Salomé. Da der Hotelier bei meinem ersten Besuch ausser Haus war und erst am nächsten Tag zurück erwartet wurde, musste ich mich vorerst mit diesem Hinweis begnügen. Einen an der Rezeption ausgelegten Prospekt nahm ich an mich. Ein Stich, der sich im Prospekt abgebildet findet, zeigt Celerina mit dem Hotel Misani, einem stattlichen Bau, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts – ein anschauliches Beispiel dafür, dass der Tourismus damals im Engadin Einzug hielt, nur dass er im vorigen Jahrhundert ausschliesslich ein Privileg der «leisure classes» war.

Wo man etwas über Paul Rée finden kann und warum

Paul Rée muss man aufstöbern. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass er – glaubt man den zugänglichen Quellen – äusserst bescheiden und zurückgezogen gelebt hat, sondern von «grossen Namen» umstellt war, in deren «Schatten» er geriet, zumal von seinen eigenen Publikationen (Psychologische Beobachtungen 1875, Der Ursprung der moralischen Empfindungen 1877, Die Entstehung des Gewissens 1885, Die Illusion der Willensfreiheit 1885, Philosophie 1903 [aus dem Nachlass]) keine Wirkungen nachhaltiger Art ausgingen. Es gibt zwar vereinzelte Hinweise auf Rée in älteren Standardwerken der Philosophiegeschichte – so z. B. in Friedrich Überwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie (Bd. IV, 12. Aufl. 1923, S. 320) oder in Wilhelm Windelbands «Lehrbuch der Geschichte der Philosophie» (15. Aufl. 1957), wo sich der Satz findet, Paul Rées entwicklungsgeschichtliche Theorie des Gewissens habe eine Zeitlang Aufsehen erregt. Auch setzen sich nach seinem Tod (1901) sogar mehrere Dissertationen (1904, 1915, 1927) mit seinen Überlegungen auseinander. Inzwischen ist Paul Rée jedoch in Vergessenheit geraten. Ganz anders dagegen Bernhard Mandeville (1670–1733) zum Beispiel, gleichfalls wie Rée Arzt und Philosoph und demselben Gegenstand zugetan. Mandeville hat mit seiner «Bienenfabel» (1714), in der er zu zeigen versucht, dass egoistische Interessen dem Gemeinwohl am dienlichsten sind, ein Werk geschaffen, das als klassisch gilt. Vielleicht rührt dieser Erfolg daher, dass das Paradoxon der Bienenfabelthese nicht als isoliertes moralisches Problem behandelt wird, sondern mit der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft ist.

Eine Gegenüberstellung der zu Paul Rée im Grossen Brockhaus von 1933 und 1956 jeweils gemachten Ausführungen zeigt den Bedeutungsverlust, den Rée inzwischen erlitten hat, allein durch den Textumfang; zugleich deutet der Text von 1956 diskret an, dass Paul Rée wohl nur deshalb Erwähnung findet, weil er «auf den Schultern von Riesen» gestanden hatte.

Schlägt man den Grossen Brockhaus von 1933 auf, so erhält man die folgende Information:

Rée, Paul, Philosoph, * Bartelshagen (Pommern) 21. Nov. 1849, + Celerina (Engadin) 28. Okt. 1901, war eine Zeitlang mit Nietzsche befreundet, auf den R.s Werk «Der Ursprung der moralischen Empfindungen» (1877) grossen Eindruck machte.

R. sucht vom Standpunkt des Determinismus aus zu zeigen, dass die moralischen Empfindungen und Wertungen Ergebnisse der Entwicklung sind und nicht a priori begründet werden können. In der Schrift «Die Entstehung des Gewissens» (1885) leitet er das Gewissen als Bewusstsein gesellschaftlich schädlicher und nützlicher Handlungen aus der Herrschaft sozialer und religiöser Mächte ab. In der Schrift «Die Illusion der Willensfreiheit» (1885) kennzeichnet R. die Willensfreiheit als eine auf Unkenntnis der Ursachen beruhende Täuschung. Als Hauptwerk ist seine aus dem Nachlass veröffentlichte Schrift «Philosophie» (1903) zu betrachten.

Dagegen beschränkt sich die Ausgabe von 1956 auf die folgende Mitteilung:

«Rée, Paul, Philosoph, * Bartelshagen (Pommern) 21. 11. 1849, + Celerina 28. 10. 1901, war seit 1878 eine Zeitlang mit Nietzsche und Lou Andreas-Salomé befreundet. Sein Positivismus machte auf Nietzsche in jener Epoche bedeutenden Eindruck.»

Paul Rées Bedeutung – für uns Zeitgenossen – ist demnach geborgt. Über ihn kann nur deshalb eine Geschichte geschrieben werden, weil zwei seiner zeitweilig wichtigsten Bezugspersonen Geschichte gemacht haben: Friedrich Nietzsche (1844–1900) und Lou Salomé (1861–1937), wobei die letztere auch durch «Männergeschichten» brillierte. Der Luzerner «Starphotograph» Jules Bonnet hat mit seinem Gruppenbild mit Herzdame aus dem Jahre 1882 die «Dreieinigkeit» von Lou Salomé, Friedrich Nietzsche und Paul Rée zu einem Zeitpunkt «verewigt», als sich diese «Dreieinigkeit» – später dann nicht ohne das Zutun der Schwester Nietzsches – bereits aufzulösen begann.

Das Gruppenbild zeigt die Wagen- und Männerlenkerin vor dem Jungfraumassiv (!), die berühmte Peitsche schwingend, bevor Nietzsche das alte Weiblein zu Zarathustra sagen lässt: «Du gehst zu Frauen, vergiss die Peitsche nicht!». Das Gruppenbild ist zugleich eine Momentaufnahme; die projektiven Gestalten der Hälfte, den Doppelgänger bzw. den unerlässlichen Dritten auf die Platte bannend, hält sie den Augenblick

der Verwandlung der «heiligen Dreieinigkeit» in eine menschliche «Dreiecksgeschichte» fest – die allzu-menschliche «ewige Wiederkehr» des Dritten in der Liebe. Auf diese Weise wird aus einer Geschichte der Philosophie Paul Rées allmählich die Geschichte des Philosophen Paul Rée; und dies ist die seltene Geschichte des verschwundenen Mannes an der Seite einer geheimnisvoll-anziehenden «Venus im Pelz», die – selbst schriftstellerisch tätig – den Umgang in literarischen Zirkeln in Berlin, Paris und Wien pflegte und vor allem durch ihre Verbindungen zu Nietzsche, Rilke und Freud bekannt geblieben ist.

Die Bedeutung Paul Rées bemisst sich also vornehmlich danach, dass er im Schatten bedeutender Persönlichkeiten gelebt hat; im übrigen ein sozialer Mechanismus, dem auch Lou v. Salomé bis zu einem gewissen Grad ihren Bekanntheitsgrad zu verdanken scheint nebst ihrer bemerkenswerten Begabung, ihr zugetane Männer zur geistigen Produktivität anzuregen. Ihr Biograph Peters zitiert einen ihrer Bewunderer mit dem Ausspruch: «Lou knüpfe eine leidenschaftliche Beziehung zu einem Mann an, und neun Monate später bringe der Mann ein Buch zur Welt!» Die Rolle des im Hintergrund bleibenden Freundes hat dazu geführt, dass sich Mitteilungen über Paul Rée vornehmlich in jenen Dokumenten finden, die üblicherweise der Selbstdarstellung zur Verfügung stehen: in Tagebüchern, Briefen, Autobiographien und autobiographisch gefärbten Romanen, in denen beispielsweise Lou v. Salomé ihre Männergeschichten verarbeitet hat. Nicht zuletzt informieren über Paul Rée die Biographien seiner beiden «Schattenspender», die wohl deshalb geschrieben wurden, weil zwischen den persönlichen und privaten Umständen eines Lebens, auf die das Porträt einer Lebensbeschreibung aufmerksam macht, und den schriftstellerischen Aktivitäten, die der Porträtierte in seinem Leben entfaltet hat, ein Zusammenhang vermutet wird, ganz im Sinne des Ausspruchs von J.G. Fichte: «Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist, denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat». Inwieweit diese auch von Lou v. Salomé und Nietzsche geteilte These, dass philosophische Systeme nichts anderes seien als Seelen-Photographien – Abbilder der Persönlichkeiten ihrer Urheber, auch auf Paul Rée zutrifft, wird noch zu zeigen sein.

Paul Rée besass – hierin ganz ein Kind des Zeitalters, das die klassischen Ideale der Antike wiederentdeckte – einen hohen Begriff von Freundschaft, der ihm auch zum Massstab in der Beziehung zu Lou v. Salomé und Nietzsche wurde. So ist es verständlich, dass Zeitgenossen, die mit ihm zusammentrafen, eher vom Menschen Paul Rée, von seiner Persönlichkeit, beeindruckt waren als von seinen philosophischen Schriften. Beispielhaft hierfür ist die Würdigung von Ferdinand Tönnies (1855–1936), der als Verehrer von Lou v. Salomé zeitweilig zu ihrem Freundeskreis gehörte und sich mit dem 1887 publizierten Klassiker «Gemeinschaft und Gesellschaft» als Soziologe einen Namen gemacht hat:

> «Ich habe Rée gekannt und geschätzt als einen ungewöhnlich feingebildeten und sinnreichen Menschen; durch die ruhige Sicherheit seines Auftretens, die gelassene, ja sanfte Art seiner Rede hatte er etwas Imponierendes, war auch bei näherer Bekanntschaft durchaus gutmütig und liebenswürdig. Seinen sachte ironischen Humor kehrte er ebensooft gegen sich selber wie gegen andere; kleine Bosheiten wusste er in verbindliche Formen zu kleiden. Er war im Grunde bescheiden, hatte aber ein grosses Vertrauen in die Richtigkeit seines Denkens, weil er sich für einen der wenigen ganz unbefangenen Denker hielt und weil er wirklich über gewisse wesentliche Probleme unermüdlich, Monate, ja Jahre lang nachdachte. Er wollte ganz ausserhalb des Lebens stehen, um es sicherer zu beobachten: von der Nichtswürdigkeit der Menschen, von der Nichtigkeit des Wähnens, das sie gefangen halte und auch die Scheinbar-Freien immer wieder gefangen nehme, war er tief durchdrungen. Man ist versucht, es Menschenhass zu nennen, was sich in seinen frühesten wie spätesten Aphorismen kundgibt; aber es ist mehr der Stolz des Erkennenden, was sich darin ausspricht.»

Selbst wenn die Poetik des Nekrologs – als solcher kann die Würdigung F. Tönnies' aus dem Jahre 1904 durchaus angesehen werden – zur Idealisierung der Persönlichkeit Paul Rées verleitet, so enthalten die wohlwollenden Bemerkungen Tönnies' doch einen entscheidenden Hin-

weis, der eine Erklärung dafür anbietet, warum Paul Rée nach anfänglichem Erfolg als Philosoph vom Vergessen eingeholt wurde: er hat sich nicht weiter entwickelt, hat sich in seine eigenen Überlegungen verstrickt, vielleicht deshalb, weil sich sein strenger Intellektualismus gegen Intuitionen, mit deren Hilfe er «über seinen Schatten» hätte springen können, sperrte. In dem Masse wie Rées Philosophie für andere an Bedeutung verlor, gewann sie für ihn an Bedeutung: sie geriet zunehmend zum Selbstheilungsversuch eines Menschen, der ähnlich wie Nietzsche unendlich einsam war.

Seelenfreunde, Arbeitskameraden und Liebende in der «Beziehungskiste»

Nach Aussage des Nietzsche-Biographen C.P. Janz war Rées Freundschaft zum Einsiedler von Sils-Maria «von längerer Dauer und tiefgreifenderer Wirkung». Diese Freundschaft wurde besonders intensiv gelebt in einem auch von Nietzsche als äusserst angenehm empfundenen Aufenthalt in Sorrent von Oktober 1876 bis Mai 1877. Nietzsche fand hierfür die Worte: «Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor, der Genuss unserer Gespräche war grenzenlos.» In Sorrent hatte Malwida von Meysenbug (1816–1903) – eine Schriftstellerin, die 1852 infolge ihres Engagements für die demokratischen Ideale der 1848er Revolution aus Berlin ausgewiesen worden war, freundschaftliche Beziehungen zu Wagner und anderen bedeutenden Persönlichkeiten der Epoche pflegte, und durch ihre zunächst anonym erschienenen «Memoiren einer Idealistin» einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden war – die Villa Rubinacci gemietet, unter deren Dach sie mit Nietzsche, Paul Rée und A. Brenner, einem Schüler Nietzsches, eine Wohn- und Arbeitsgemeinschaft «gründete», wodurch Nietzsches Idee von der Gründung einer «Art Kloster für freiere Geister» wieder Auftrieb erhielt. In Sorrent pflegte die Wohngemeinschaft der Villa Rubinacci auch gesellschaftlichen Verkehr mit der Familie Wagner, die sich von Oktober bis Anfang November 1876 in Sorrent aufhielt. Hierüber berichtet Cosima Wagner in ihren Tagebüchern ziemlich emotionslos; keine «Buchhaltung der Seele», sondern ein blosses Registrieren der vorgekommenen Begegnungen. In Sorrent sollten Nietzsche und Wagner das letzte Mal zusammentreffen. Eine Freundschaft war damit zu Ende gegangen. In die komplexe «Ursachenkette», die schliesslich zu diesem Bruch führte, scheint auch Paul Rée mithineinverwoben zu sein. So notiert Cosima Wagner am 1. November 1876 in ihr Tagebuch: «Abends besucht uns Dr. Rée, welcher uns durch sein kaltes pointiertes Wesen nicht anspricht, bei näherer Betrachtung finden wir heraus, dass er Israelit sein muss». Später – und das heisst immer: die Dominanz einer retrospektiven Betrachtungsweise, die von einem gegenwärtigen Interpretationspunkt aus zurückliegende Ereignisse bewertet und damit die Herrschaft der Gegenwart über die Vergangenheit sichert – findet Cosima Wagner in einem an Marie von Schleinitz adressierten Brief die folgenden Worte – erfindet eine ihr einleuchtende Version:

> «Schliesslich kam noch Israel hinzu in Gestalt eines Dr. Rée, sehr glatt, sehr kühl, gleichsam durchaus eingenommen und unterjocht durch Nietzsche; in Wahrheit aber ihn überlistend, im kleinen das Verhältnis Judäa und Germania.»

Es kann demnach nicht überraschen, dass auch Elisabeth Förster-Nietzsche Rées Charaktereigenschaften zu jenen des «ewigen Juden» macht. In einem Brief, mit dem die Schwester Nietzsches am 5. 12. 1904 auf die Zusendung jener kleinen Schrift über Paul Rée reagiert, die Ferdinand Tönnies 1904 verfasst hatte, urteilt sie über Paul Rée entschieden:

> «(. . .). Er war ein schwächlicher, weichlicher Charakter, der nur in den Jahren, wo er mit meinem Bruder zusammen war, durch ihn angestachelt, etwas geleistet hat und jedenfalls besass er nicht diesen guten, ehrlichen Charakter, den wir ihn (!) alle so gern zuschreiben möchten. Wenn er sich Ihnen gegenüber ähnlich ausgesprochen hat, wie in dem Brief (1), der seinem Nachlassband angefügt ist, so ist er ein ekelhafter Schmeichler und Lügner gewesen. (. . .). Sie haben wohl auch seine Mutter nicht gekannt, eine gute, liebenswürdige Frau, aber Vollblut-Jüdin, was ihr auch jedermann ansah. Sie werden aus der Biographie (2) sehen, dass ich nicht Antisemitin bin und niemanden seine jüdische Herkunft vorwerfe, aber ich muss doch sagen, so wie Rée gegen meinen Bruder gehandelt hat, konnte kein Deutscher handeln, nämlich un-

männlich und hinterlistig. Aber ich sage zu seiner Entschuldigung wie mein Bruder: «Armer Kerl!». Auf seinem Leben lag irgendein dunkles Geheimnis als Druck, wovon auch mein Bruder im Winter 82 und 83 Kenntnis bekommen hat. Wenn Sie übrigens den Brief lesen würden, den mein Bruder im Sommer 83 an Rée (3) geschrieben hat, so würden Sie selbst sagen, dass Rée wenig Ehr-Gefühl besessen haben muss, dass er keinen Versuch machte, sich zu rechtfertigen oder zu duellieren, sondern buchstäblich mit dem Rechtsanwalt gedroht hat (4). Glauben Sie mir, das hat meinen Bruder am allermeisten gekränkt, dass er sich in Rée so getäuscht und Richard Wagner recht behalten hatte, der Rée von Anfang an als «einen heimtückischen Gesellen» bezeichnete. Wie es schien, muss er später ein ganz verkümmerter und verbitterter Mensch gewesen sein, der sich das Leben genommen hat. Das «durchs Leben-Schleichen» ist ein ausgezeichneter Audruck, der Rée so gut bezeichnet . . .» (Nietzsche-Archiv/ Tönnies-Archiv; unveröffentlicht)

Durch diese Äusserungen fühlt sich Tönnies herausgefordert. Schon am 18. 12. 1904 antwortet er höflich, aber bestimmt mit einem langen Brief, der es verdient ausführlich zitiert zu werden, da in ihm sowol Paul Rée als auch Lou Salomé zu Wort kommen und aus ihrer Sicht über das Scheitern ihrer Freundschaft mit Nietzsche berichten. Genauer: Tönnies, der uns seine eigene Version nicht vorenthält, lässt die beiden zu Wort kommen; er, der im Freundschafts- und Lebensbund zwischen Lou Salomé und Paul Rée im Frühjahr/Sommer des Zarathustra-Jahres 1883, also zum Zeitpunkt des endgültigen Zerwürfnisses mit Nietzsche, die Position des unverzichtbaren Dritten eingenommen hatte, gibt wieder, was er damals aus nächster Nähe von den unmittelbar Betroffenen zu hören bekommen hatte. Insofern ist Tönnies bislang unveröffentlichter Brief ein wichtiges Dokument zur Lou-Rée-Affaire, zumal die langen Briefe Nietzsches in dieser Angelegenheit Anfang August und am 2. September an seine Schwester Fälschungen der Schwester sind. Tönnies schreibt:

«(. . .). Aber zu einer kleinen persönlichen Anmerkung reizen mich die freundlichen Briefäusserungen, die ich der Veranlassung meines kleinen Aufsatzes über Rée verdanke. Sie geben, wie ich vermutet hatte, Ihren Dissens offen kund. Ich halte ebenso offen und entschieden an meiner Auffassung fest. Die ganze traurige Episode habe ich in ihren unmittelbaren Wirkungen miterlebt, um so mehr zu meinem Leidwesen, da sie, diese Wirkungen, allein schuld gewesen sind, dass ich Nietzsche im Jahre 1883 nicht kennengelernt habe, zu einer Zeit, wo meine Sympathie mit ihm auf ihrer Höhe stand. Sie wissen, wie tief es mich betrübt, dass ich nie mit ihm gesprochen habe. Seine Bekanntschaft würde mein Leben unermesslich bereichert haben.

Ich bin im Frühling 1883 Tage, im Sommer dann Wochen lang mit Rée und Fräulein Salomé zusammen gewesen, die Tage in Berlin, die Wochen in der Schweiz. Rée arbeitete *damals* eifrig und fleissig an seiner «Entstehung des Gewissens» . . . In jener ganzen Zeit ist zwischen uns von Nietzsche oft die Rede gewesen. Von einer Verdächtigung seines Charakters ist kein Hauch an mich gekommen. Von seinem Geiste wurde nur mit einer Art Ehrfurcht gesprochen. Fräulein S. äusserte sich, dass ihre Einfälle und Äusserungen oft blitzartig mit denen Nietzsches zusammengetroffen seien. Den Zwiespalt führte sie auf persönliche Missverständnisse zurück. Auch zu Ihnen hat sie – das muss ich zu ihrer Ehre sagen – nichts Übles gesagt, wohl aber, dass Sie leider eine sehr ungünstige Meinung von ihr gewonnen hätten, dass sie immer «Zank» mit Ihnen gehabt habe und dergl. mehr. Rée hat sich keineswegs gegen mich im Sinne des gedruckten Briefes – der sich ja nur auf die Zarathustra- und Herrenmoral-Schriften bezieht – ausgesprochen. Allerdings wollte er sagen, dass *er* aus seinem Gespräch viel mehr *gelernt* habe als aus seinen Büchern, die ich ja allein kannte und gegen ihn rühmte.

Dass er ihm grenzenlos viel verdanke, hat er auch gegen mich, wenigstens dem Sinne nach, ausgesprochen. Wenn er sich bitter geäussert hätte, so wäre das, nachdem im April desselben Jahres N. (wie Sie S. 414 mitteilen) die Widmung abgelehnt hatte, verzeihlich gewesen. Davon ist aber kein Schimmer in meiner Erinnerung. – Ich bin im Irrtum gewesen, wenn ich Rée für einen Halbjuden gehalten habe. Der Irrtum muss aus Missverständnis seiner Beziehungen zu dem Prof. Sellin, den ich persönlich kenne, entsprungen sein. Rée hat unter seinem Judentum schwer gelitten, er scheint sich dessen geradezu geschämt zu haben (5). Von den Eigenschaften, die uns am häufigsten, auch bei gelehrten Juden, unangenehm berühren, hatte er nichts oder doch sehr wenig. Er war ein Mensch von ganz eigener Art und von wirklichem philosophischen Habitus. Man wird selten unter Gebildeten, Christen oder Juden, einen Mann von solcher *Schlichtheit* begegnen. Wenn Wagner ihn für heimtückisch hielt, so ist das nur ein neues Zeugnis für die Geringheit der Menschenkenntnis bei dem grossen Künstler. Dies ist mein Urteil, so lange ich nicht mehr Dokumente kenne, als bisher offenbar geworden sind.

Die wirklichen Ursachen des Bruches zwischen Nietzsche und Frl. S., wovon der Bruch zwischen Rée und N. nur Folge war, treten auch aus Ihrer Darstellung nicht klar hervor, wie sie mir damals unklar ge-

blieben sind. Frl. S. war ein junges Mädchen – damals, so viel ich weiss, erst 21, nicht wie Sie schreiben, 25 Jahre alt – von ganz ungewöhnlichem Geiste. Ihrer Begabung nach war sie weder unwürdig noch unfähig, Nietzsche's Schülerin zu werden. Vielleicht war sie von Jugend auf zu *frühreif* dazu. Es scheint ja, dass sie *ernstlich,* vor die Wahl zwischen Nietzsche und Rée gestellt, sich für Rée entschieden hat. Dass N. bei weitem der grössere Geist war, kann sie sich keinen Augenblick verhehlt haben. Aber Rée vergötterte sie, Nietzsche, wie ich mir denke und es auszudrücken wage, «bevaterte» sie. Jener sah zu ihr *empor,* dieser blickte gewiss zuerst mit wohlwollendem Auge und in gerader Linie auf sie, aber doch sicherlich sehr bald ein wenig abwärts – es konnte nicht anders sein. Und es konnte auch nicht anders sein, dass ihr jener besser gefiel. Die menschliche, zumal die weibliche Natur, trat in ihre Rechte.»

Zusatz am Rand:

«Dass Sie Grund haben, Frau Andreas wegen des Buches (6) zu zürnen, stelle ich keineswegs in Abrede. Das Indiskrete daran, hat auch mir sehr missfallen. Die Tatsache aber, dass Nietzsche sie eine Zeitlang sehr bewundert, dass er sich für sie begeistert hat, bleibt für den Biographen Tatsache. Ich kann an die ganze Sache nur mit unsäglicher Wehmut denken. Es ist etwas wahrhaft Tragisches darin, wie in N.'s ganzem Schicksale. Und erhebend ist nur, dass er sich so heroisch dagegen gewehrt hat, wie sie auf *köstliche* Art zur Darstellung bringen.» (Nietzsche-Archiv; bislang unveröffentlichter Brief; ___ vermutliche Lesart.)

Doch zurück in das Jahr 1876. Über die «schönen Tage von Sorrent» schreibt Malwida von Meysenbug in ihren Memoiren:

«In Sorrent nun richtete sich das Leben ganz behaglich ein. Am Morgen fanden wir uns nie zusammen, ein jeder blieb in völliger Freiheit bei seiner eigenen Beschäftigung. Erst das Mittagessen vereinigte uns, und zuweilen am Nachmittag ein gemeinschaftlicher Spaziergang in der zauberischen Umgebung (. . .). Oft zogen wir auch zu weiteren Ausflügen auf Eseln aus, die dort für die unwegsameren Bergtouren bereitgehalten werden, und da gab es meist viel Lachen und Spass, besonders mit dem jungen Brenner, dessen lange Beine beinahe mit denen des Esels zugleich auf der Erde fortliefen, und dessen noch etwas ungeschickte schülerhafte Art die Zielscheibe gutmütiger Scherze wurde. Am Abend vereinte uns aufs neue das Abendessen und nach diesem im gemeinschaftlichen Salon angeregtes Gespräch und gemeinsame Lektüre (. . .).

Auch fehlte es bald nicht an Plänen für eine Erweiterung des so glücklich gelungenen Experiments. Ich erhielt damals gerade besonders viele Briefe von Frauen und Mädchen aus der unbekannten Menge, die mir infolge meiner «Memoiren einer Idealistin» ihre Sympathie kund gaben (. . .). Diese Tatsache gab einer Idee Nahrung (. . .), nämlich eine Art Missionshaus zu gründen, um erwachsene Menschen beiderlei Geschlechts zu einer freien Entwicklung edelsten Geisteslebens zu führen, damit sie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen, vergeistigten Kultur auszustreuen. Die Idee fand den feurigsten Anklang bei den Herren; Nietzsche und Rée waren gleich bereit, sich als Lehrer zu beteiligen. Ich war überzeugt, viele Schülerinnen herbeiziehen zu können, denen ich meine besondere Sorge widmen wollte, um sie zu edelsten Vertreterinnen der Emanzipation der Frau heranzubilden (. . .).»« (Meysenbug 1985, S. 334, 341 f.)

Beschreibt Albert Brenner (1856–1878), Nietzsches früh verstorbener Schüler, in an seine Familie gerichteten Briefen das Leben in der Wohngemeinschaft der Villa Rubinacci eher nüchtern mit Hilfe der Klostermetapher – «Wir leben hier wie in einem Kloster», lautet sein Resümee – so kann der Schilderung Reinhardt von Seydlitz' (1850–1931), der Ende März 1877 mit seiner Frau in Sorrent weilte, entnommen werden, dass der Klosterplan alles andere als eine «exzentrische Laune» war:

Fräulein von Meysenbug «herrschte als ehrwürdige Äbtissin im ‚Kloster der freien Geister', das damals, faute de mieux, in einer Fremdenpension des Ortes, Villa Rubinacci, domizilirte. Welche Pläne wurden damals nicht geschmiedet unter der milden Sonne, dem sanften Rauschen eines purpurblauen Meeres, unter den wogenden Gipfeln der Pinien und in den stillen, versteckten, halbdunklen Spaziergängen zwischen den orangenüberwölbten Mauern! Schon hatten wir das dortige, aufgelöste und verlassene Kapuzinerkloster ins Auge gefasst, um dieses zur ‚Schule der Erzieher' – ‚wo diese sich selbst erziehen' umzuwandeln, und – denn so ‚praktisch' waren auch wir! – dessen eine Hälfte als Fremdenhotel mit allen Chikanen einzurichten, damit aus dieser Hälfte der andern, der ‚idealistischen', die nöthige finanzielle Basis erwachsen solle»

Und in der Tat, wie schon der an Erwin Rohde (1845–1898) adressierte Brief Nietzsches aus dem Jahre 1870 zeigt, sollte mit dem «Kloster für freiere Geister» jener feste Bezugspunkt geschaffen werden, von dem aus die «Hebelwirkung der Umwertung» auszugehen hätte:

«Nun höre, was ich in meinem Gemüte mit mir herumwälze. Schleppen wir uns noch ein paar Jahre durch diese Universitätsexistenz, nehmen wir sie wie ein lehrreiches Leidwesen (. . .). Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondre

wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können (. . .) –

Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue griechische Akademie (. . .). Wir sind dann unsere gegenseitigen Lehrer, unsre Bücher sind nur noch Angelhaken, um jemand wieder für unsere klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, geniessen füreinander – vielleicht dass dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.»

Es ist verblüffend, mit welcher Klarheit Nietzsche das der okzidentalen klösterlichen Gemeinschaft innewohnende Potential zur Veränderung resp. Umgestaltung erkennt – ein Potential, das gekoppelt ist an den voluntaristischen, elitären Zusammenschluss besonders qualifizierter Individuen, der das ganze Leben fordert und formt und mit seiner rücksichtslosen Exklusivität vor allem jene anzieht, die sich Gewissheit verschaffen wollen, *auserwählt* zu sein. Kein Geringerer als Max Weber hat darauf hingewiesen, dass aus der eigentümlichen «Verbindung der innerlichen Isolierung des Individuums, die ein Maximum von Entfaltung seiner Tatkraft nach aussen bedeutet, mit seiner Befähigung zur Bildung von sozialen Gruppen von festestem Zusammenhalt» jene Respektlosigkeit erwächst, die – wie es in der Vorrede zur «Morgenröte» heisst – zum «Bohren, Graben, *Unter*graben» befähigt.

Und noch eines muss erstaunen: die im Klosterplan zum Ausdruck kommende Fähigkeit Nietzsches zur Selbstdiagnose, d. h. die Ahnung, dass sein Lebensstil eines aristokratischen, ja heroischen Individualismus ungefährlich eigentlich nur in der Gemeinschaft Gleichgesinnter gelebt werden kann, da nur sie vor der «Wollust-Hölle» der Einsamkeit zu bewahren vermag. So auferlegt das Scheitern des Klosterplans Nietzsche schliesslich die rastlose Lebensform einer einsamen Denkerexistenz, wie er sie mit dem treffend gewählten Buchtitel: «Der Wanderer und sein Schatten» symbolisch zum Ausdruck bringt. An die Stelle des vorgesehenen Dialogs mit den Freunden in den Wandelgängen der klösterlichen Akademie tritt das Zwiegespräch mit sich selbst, der Einsame hört seinen eigenen Gedanken zu, befähigt hierzu durch «Ohren für Unerhörtes».

Mit dem Scheitern des Klosterplans scheitert auch die Chance, die erotisch durchtränkte Leidenschaft, die Nietzsche einigen wenigen Freunden entgegenbringt, zu einer pädagogischen Leidenschaft zu sublimieren. Auch Rée schien zu diesen Freunden gezählt zu haben, diese Vermutung nährt jedenfalls ein Brief, den Nietzsche von Rée zu seinem Geburtstag im Jahre 1877 erhielt:

«Meine Gedanken weilen diese ganze Zeit über in Bex, und wollen sich durch nichts von dort vertreiben lassen. Es waren gewissermassen die Flitterwochen unserer Freundschaft, und das abgesonderte Häuschen, der hölzerne Balcon, die Weintrauben und Le Sage (– der Verfasser der «Geschichte des Gil Blas von Santillana» –) vollendeten das Bild eines vollkommenen Zustandes, – auch wenn Stella nicht gewesen wäre.»

Heisst es bei Ernst Pfeiffer, Lou v. Salomés Nachlassverwalter und Freund ihrer letzten Lebensjahre, im Erläuterungsteil zu der Briefsammlung, die die Begegnung von Rée, Nietzsche und Lou v. Salomé dokumentiert, apodiktisch: «‚Stella' braucht nicht enträtselt zu werden», so lässt sich Pierre Bertaux, nachzulesen in einem Zeit-Essay aus dem Jahre 1979, nicht davon abhalten, diese rätselhafte Briefstelle zu deuten:

«Aber es liegt eine andere Vermutung nahe, die sich einem Hölderlin-Forscher aufdrängt. Am Anfang des vierten Briefes des «Hyperion» – ein Text, mit dem Nietzsche gewiss vertraut war – steht: ‚Weisst du, wie Plato und sein Stella sich liebten?' Da liegt eine Anspielung auf ein Epigramm der griechischen Anthologie vor, das Platon an den geliebten Knaben Aster (= Stern, lateinisch: Stella) richtet. ‚Stella': für einen mit dem ‚Phaidros' und der Anthologie vertrauten Gräzisten, für einen modernen Peripatetiker muss ‚Stella' nicht unbedingt ein weibliches Wesen sein.» (Die Zeit Nr. 18 vom 27. 4. 1979, S. 35)

Während des Sorrentiner Aufenthalts arbeitete Nietzsche an «Menschliches-Allzumenschliches I», einem «Werk des Réealismus», wie er es selbst tituliert, und Rée an seinem Buch vom «Ursprung der moralischen Empfindungen», das er später Nietzsche mit den Worten widmen sollte: «Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter!».

In «Menschliches-Allzumenschliches», seiner ersten «Häutungs-Urkunde», hat Nietzsche Rée in den Aphorismen 36 und 37 ein Denkmal gesetzt. Es heisst da:

«La Rochefoucauld und jene anderen französischen Meister der Seelenprüfung (denen sich neuerdings

auch ein Deutscher, der Verfasser der «Psychologischen Beobachtungen» zugesellt hat) gleichen scharfzielenden Schützen, welche immer und immer wieder in's Schwarze treffen – aber in's Schwarze der menschlichen Natur.»

«Welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buches ‚Über den Ursprung der moralischen Empfindungen' vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt? ‚Der moralische Mensch', sagt er, ‚steht der intelligiblen (metaphysischen) Welt nicht näher, als der physische Mensch'. Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntnis, kann vielleicht einmal, in irgendwelcher Zukunft, als die Axt dienen, welche dem ‚metaphysischen Bedürfnis' der Menschen an die Wurzel gelegt wird, – ob mehr zum Segen als zum Fluche der allgemeinen Wohlfahrt, wer wüsste das zu sagen? – aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich, und mit jenem Doppelgesichte in die Welt sehend, welches alle grossen Erkenntnisse haben.»

Und so wie Nietzsche in dieser Zeit mit Rée die französischen Aphoristiker als Lieblingsautoren teilt, so teilt er mit ihm die Autorschaft zu «Menschliches, Allzumenschliches». Bei Übersendung dieser Schrift an Rée versichert Nietzsche:

«Alle meine Freunde sind jetzt einmüthig, dass mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Autorschaft gratulire (. . .). Es lebe der Réealismus und mein guter Freund!»

Zehn Jahre später sollte Nietzsche behaupten, er habe niemals etwas gelesen, wozu er dermassen Satz für Satz, Schluss für Schluss, bei sich nein gesagt habe, wie zu diesem Buch und zu diesem Kernsatz Rées. Dazwischen lag der Bruch mit Lou v. Salomé und Paul Rée, dem er bereits 1883 untersagt hatte, ihm, wie von Rée beabsichtigt, das neue Buch über «Die Entstehung des Gewissens» zu widmen.

Nietzsche schildert im Zarathustra die drei Stufen, die der sich entwickelnde Mensch durchlaufen muss: Abhängigkeit von Autoritäten und Meistern – Losreissen von diesen, Erkämpfen der Freiheit (negative Freiheit) – Hinwendung zu den eigenen Werten (positive Freiheit). Wie die Begegnung mit Rée für Nietzsche wichtig war zur endgültigen Überwindung der ersten Stufe, zur Loslösung von den Autoritäten und Meistern, was für Nietzsche gleichbedeutend war mit der Loslösung von Wagner und Schopenhauer, so war die gemeinsame Verehrung von Schopenhauer einer der Anknüpfungspunkte für das Zustandekommen dieser Freundschaft gewesen, die über die beiden Erstlingsschriften Paul Rées vertieft wurde. Die «Psychologischen Beobachtungen» aus dem Jahre 1875 hat Rée Nietzsche mit der handschriftlichen Widmung zukommen lassen: «Herrn Professor Friedrich Nietzsche, dem besten Freunde dieser Schrift, dem Quellwassererzeuger seines ferneren Schaffens dankbarst der Verfasser.»

Dass die Kultfigur Schopenhauer Freundschaften zu stiften vermochte und in einer entzauberten Welt der Unbrüderlichkeit zur Verbrüderung einlud, zeigt besonders anschaulich die erste Begegnung von Paul Deussen (1845–1919) und Paul Rée. Deussen, ein Freund Nietzsches seit der gemeinsam verbrachten Schulzeit in der Landesschule Pforta (bei Naumburg), gleichfalls Philosoph und später Gründer der Schopenhauer-Gesellschaft, schildert die Umstände und den Verlauf dieser Begegnung in seiner Autobiographie. Deussen, den eine Reise an den Vierwaldstätter-See geführt hatte, war auf der Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit; das einzige Angebot, das ihm gemacht wurde, bezog sich auf ein Doppelzimmer, das er aber, so der Hinweis des Hoteliers, mit einem Fremden zu teilen habe:

«So unangenehm diese Aussicht für mich war, so musste ich doch, bei der Unmöglichkeit, ein anderes Unterkommen zu finden, mich in das Unvermeidliche fügen. Ich liess mir die gute Laune nicht verderben (. . .) und suchte erst spät nach 10 Uhr das mir angewiesene Zimmer auf. Richtig! Dort hinten in der anderen Ecke des geräumigen Zimmers lag schon einer im Bett. ‚Guten Abend', sagte ich. – ‚Guten Abend', tönte mir eine sanfte, wohlklingende Stimme entgegen. – ‚Erlaube mich vorzustellen: Dr. Deussen aus Marburg', – ‚Sehr angenehm. Ich bin Paul Rée, Doktor der Philosophie'. Ich überlegte, was alles für Fächer bis herab zur Hühnerologie und Mistologie sich unter dem Namen eines Doktors der Philosophie verbergen konnten, und fragte daher nach einer kleinen Pause vorsichtig weiter: ‚Philosophie im weiteren oder im engeren Sinn?' – ‚Philosophie im engsten Sinne', erwi-

derte der Unbekannte. Wieder eine kleine Pause, darauf ich: ‚Haben Sie sich schon an irgendeinen Philosophen näher angeschlosssen?' Auf diese Frage erwiderte der Unbekannte nur ein Wort, und dieses einzige Wort bewirkte, dass ich mit einem einzigen Satz an seinem Bette war, seine Hand in der meinigen hielt und aus einem gänzlichen Fremden zu einem Freunde, einem Bruder geworden war. Dies eine Wort war der Name: ‚Schopenhauer'.»

Von «tiefgreifenderer Wirkung» sind Paul Rée und Malwida von Meysenbug auf Nietzsche insofern auch gewesen, als sie es waren, die ihn mit Lou v. Salomé bekannt gemacht haben, durchaus in der Absicht, dem «Kloster für freiere Geister» eine geeignete Novizin zuzuführen.

Paul Rée hatte Lou v. Salomé bei Malwida von Meysenbug in Rom kennengelernt, wohin sich diese inzwischen zurückgezogen hatte und dort eine Art literarischen Salon unterhielt. Über diese erste Begegnung schreibt Lou v. Salomé in ihrem «Lebensrückblick»:

An einem Märzabend des Jahres 1882 in Rom, während bei Malwida von Meysenbug ein paar Freunde beisammensassen, begab es sich, dass nach einem Schrillen der Hausglocke Malwidas getreues Faktotum Trina hereingestürzt kam, ihr einen aufregenden Bescheid ins Ohr zu flüstern – woraufhin Malwida an ihren Sekretär eilte, hastig Geld zusammenscharrte und es hinaustrug. Bei ihrer Rückkehr ins Zimmer, obwohl sie dabei lachte, flog ihr das feine schwarze Seidentüchlein noch ein wenig vor Erregung um den Kopf. Neben ihr trat der junge Paul Rée ein: ihr langjähriger, wie ein Sohn geliebter Freund, der – Hals über Kopf von Monte Carlo kommend – Eile hatte, dem dortigen Kellner das gepumpte Reisegeld zuzustellen, nachdem er alles, wörtlich, restlos alles verspielt. Dieser lustig sensationelle Auftakt zu unserer Bekanntschaft störte mich erstaunlich wenig: sie war im Nu geschlossen . . .»

Angetan von der neuen Bekanntschaft, hatte Rée Nietzsche geschrieben, der am 21. 3. 1882 überschwenglich antwortete: «Grüssen Sie diese Russin von mir, wenn dies irgend einen Sinn hat: Ich bin nach dieser Gattung von Seelen lüstern. Ja, ich gehe nächstens auf Raub darnach aus – in Anbetracht dessen, was ich in den nächsten 10 Jahren thun will, brauche ich sie . . .»

Die erste Begegnung zwischen Lou v. Salomé und Nietzsche verläuft nach einem Regieeinfall, den nur das Leben selbst haben kann; sie findet nämlich, wie Lou v. Salomé berichtet, in der Peterskirche statt, «wo Paul Rée, in einem besonders günstig zum Licht stehenden Beichtstuhl seinen Arbeitsnotizen, mit Feuer und Frömmigkeit oblag, und wohin Nietzsche deshalb gewiesen worden war. Seine erste Begrüssung meiner waren die Worte: ‚von welchen Sternen gefallen sind wir uns hier einander zugeführt worden?'.» Da Rée offenbar Nietzsche nicht alles gebeichtet hatte, was Lou an Gefühlen und Wünschen in ihm ausgelöst hatte, wurde der gemeinsame Romaufenthalt zunehmend zu einem Balanceakt: «Was so inbrünstig begann, erfuhr dann aber eine Wendung, die Paul Rée und mich in neue Besorgnis um unseren Plan geraten liess, indem dieser sich durch den Dritten unberechenbar kompliziert fand. Nietzsche meinte freilich damit eher eine Vereinfachung der Situation: er machte Rée zum Fürsprecher bei mir für einen Heiratsantrag. Sorgenvoll überlegten wir, wie das am besten beizulegen sei, ohne unsere Dreieinigkeit zu gefährden.» Unter den möglichen Varianten bei den vorstellbaren Formen der Vergesellschaftung: Ehe mit Nietzsche, Lebenskamerad von Rée oder Bund zu Dritt als Studier- und Wohngemeinschaft wählte Lou diejenige, die die beiden anderen (in sich) aufhob: die Dreieinigkeit, das «platonische Dreieck» und die Freundschaft schienen noch einmal gerettet, die Kamera von Jules Bonnet hielt fest, was nicht mehr festzuhalten war, von nun an ging's bergab bis Nietzsche schreiben sollte: «Quel gôut, dieses dürre schmutzige übelriechende Äffchen mit ihren falschen Brüsten – ein Verhängnis.»

Spurenfunde im Hotel Misani oder «Jedes Glück stirbt an sich selber» (P. Rée).

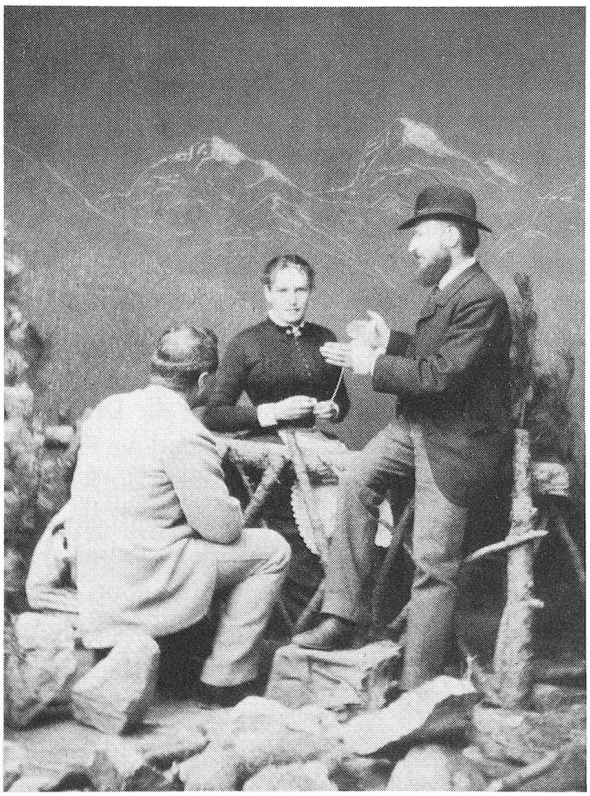
Einer meiner nächsten Langläufe fand seinen Abschluss im Hotel Misani, wo ich mich mit dem Hotelier zur Einsichtnahme der Unterlagen verabredet hatte, die er über Paul Rée und Lou v. Salomé besitzt. Zunächst zeigte mir Herr Dr. Ramming-Thön, ein promovierter Philosoph, das Fremdenbuch des Hotels Misani, das seit ca. 100 Jahren im Familienbesitz ist.

Die erste Eintragung – mit einer grosszügigen Handschrift – datiert von August 1883; inzwischen war aus der Triade der «Dreieinigkeit» eine Dyade geworden:

«Dr. Paul Rée, Preussen
Louison Salomé, Russland»

Eine zweite Eintragung findet sich zwei Jahre später, im August 1885:

«Louise von Salomé, Berlin
Paul Rée, Dr. phil., Berlin
Max Heinemann, Staatsanwalt, Berlin»



Das «Trio» aus dem Misani, arrangiert zum «lebenden Bild» vor der unvermeidlichen Alpenlandschaft. Seine heimliche Botschaft: Lou vermag Männer zu «fesseln», Rée in der Pose der «ewigen Anbetung»!

Dieses Bild ist noch nie veröffentlicht worden. Freundlicherweise wurde das Gruppenfoto aus dem Jahre 1885 zum einmaligen Abdruck im Bündner Jahrbuch von Frau Dorothée Pfeiffer, der Tochter des am 16. Mai 1986 im hohen Alter verstorbenen Dr. h. c. Ernst Pfeiffer, zur Verfügung gestellt.

Die drei Namen umfasst eine Klammer mit dem gross geschriebenen Zusatz «Trio» (7).

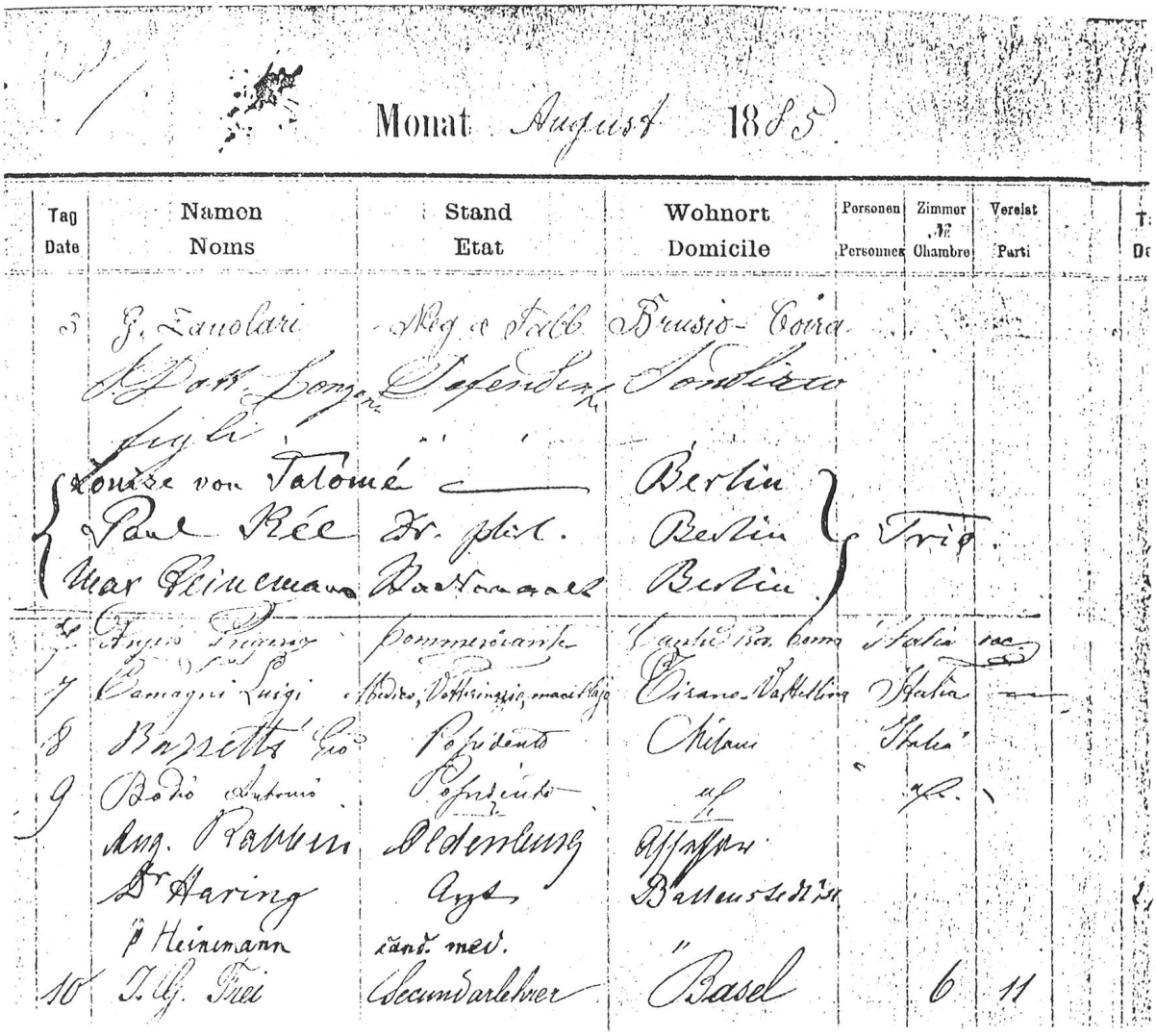
«Trio» ist offensichtlich die säkularisierte Version der «Dreieinigkeit», die Jules Bonnet mit seinem Foto verewigt hat. Trio ist das Kürzel für eine Lebensform, die Lou v. Salomé und Paul Rée in Berlin und während ihrer Ferienaufenthalte praktizierten und über die es im «Lebensrückblick» heisst:

«. . . und nun verwirklichte sich die geträumte Gemeinschaft im ganzen Ausmasse in einem Kreis junger Geisteswissenschaftler, vielfach Dozenten, der im Verlauf mehrerer Jahre bald sich ergänzte, bald an Zugehörigen wechselte. Paul Rée hiess in diesem Kreis ‚die Ehrendame' und ich ‚die Exzellenz', wie in meinem russischen Pass, wo ich nach russischer Sitte als einzige Tochter des Vaters Titel erbte. Sogar, wenn wir sommers Berlin verliessen, kamen für die Universitätsferien von unseren Freunden etwelche nach.»

Über die in diesem Zitat angesprochene Verwirklichung der «geträumten Gemeinschaft» zwischen «Schwesterli» Lou und «Brüderli» Paul – so Paul Rée in einem Brief vom 28. 5. 1882, häufiger ist jedoch die Anrede «Schneckli», die Paul Rée im Weihnachtsbrief des Jahres 1882 zu dem bedeutungsvollen Wortspiel «Dein Herzens-Dreckli» verleitet – erfährt man im «Lebensrückblick» Genaueres:

«Ich will ehrlich gestehen: was mich am unmittelbarsten davon überzeugte, dass mein, den geltenden gesellschaftlichen Sitten von damals hohnsprechender Plan sich verwirklichen liesse, war zuerst ein simpler nächtlicher Traum. Da erblickte ich nämlich eine angenehme Arbeitsstube voller Bücher und Blumen, flankiert von zwei Schlafstuben und, zwischen uns hin und her gehend, Arbeitskameraden, zu heiterem und ernstem Kreis geschlossen. Nicht geleugnet kann aber werden, dass unser fast fünfjähriges Beisammenleben geradezu verblüffend diesem Traumbilde gleich wurde. Paul Rée meinte mal: die Abweichung davon bestände fast lediglich darin, dass ich in Wirklichkeit erst allmählich lernte, die Bücher und die Blumen besser auseinander zu halten, indem ich anfangs die ehrwürdigen Universitätsbände mit Untersätzen für die Topfblumen verwechselte und ähnlich verwirrende Zusammenfassungen mitunter auch mit Menschen anrichtete.»

Es ist die asketische, vergeistigte Zweier-Variante der Utopie vom «Kloster für freiere Geister», dem Nietzsche als Prior vorstehen sollte:



Monat August 1885

Tag Date	Namen Noms	Stand Etat	Wohnort Domicile	Personen Personnes	Zimmer № Chambre	Verreist Parti
5	F. Zanolari	Reg. e Stab.	Brusio-Cova			
	Dott. Longo	Sofendere	Sondrio			
	Luigi					
	Louise von Salomé	—	Berlin			
	Paul Rée	Dr. phil.	Berlin		Trio	
	Max Heinemann	Bankmann	Berlin			
6	Angelo Turina	Commerciante	Capriolo Brescia	Italia		
7	Camagni Luigi	Studente, Vorbereitungsjahr	Cirano-Valtellina	Italia		
8	Bazzetta Gio	Possidente	Milano	Italia		
9	Bodio Antonio	Possidente	"	"		
	Aug. Pauson	Oldenburg	Assessor			
	Dr Haring	Arzt	Battenstein			
	P. Heinmann	cand. med.	"			
10	J. G. Frei	Secundarlehrer	Basel		6	11

Ausschnitt aus dem Journal des Hotels Misani, Celerina, August 1885.

die Begegnung der Geschlechter findet im Arbeitszimmer statt – und nur dort. Die dort miteinander verkehrenden Menschen gehören der «geschlechtslosen» Spezies: Arbeitskamerad an!

Auch Tönnies, auf der Suche nach «Gemeinschaft», nach einer warmen, heimeligen Atmosphäre in einer zur beziehungslosen Beziehungsroutine erstarrten Welt sachlich-nüchterner Zweckvergesellschaftungen, begeistert sich für diese Lebensform des «Trios», schreibt er doch im Juli 1883 aus Flims an seinen Freund, den Philosophen Friedrich Paulsen (1846–1908) nach Berlin:

«Wir leben hier in höchst anmutigem Trio; neugebautes Logierhaus (. . .), wovon wir die ganze zweite Etage innehaben, welche nämlich aus drei Zimmern besteht.»

Irgendwie scheint ihm das platonische Dreieck des Trios etwas unheimlich zu sein, setzt er doch gleich hinzu:

«Fräulein Salomé beherrscht diesen Haushalt mit einer überlegenen Sicherheit und einer Feinheit des Taktes, welche durchaus bewunderungswürdig ist. Sie ist wirklich ein ganz ausserordentliches Wesen; soviel Klugheit in einem 21jährigen Mädchenkopf würde

beinahe Schauder erwecken, wenn nicht damit eine echte Zartheit des Gemütes und die vollkommenste Sittsamkeit verbunden wäre. Es ist eine Erscheinung, die man nicht für möglich hält, so lange man sie nicht in ihrer reinen Wirkung sieht. Aber hier genügt auch eine einzige Anschauung, um jeden Gedanken an ein vries zuchtlos Wesen, wie der deutsche Theolog sagen würde, vollkommen zu vernichten. Ich lasse mir meine beiden Hände dafür abhacken!»

Ein Zeitgenosse, der bereits zitierte Paul Deussen, weiss über die Berliner Jahre des «Geschwisterpaares» zu berichten:

«. . . Lou v. Salomé kam mit Dr. Rée als Reisebegleiter nach Berlin. Beide hatten sich das Wort gegeben, nie von Liebe oder Heirat zu reden, sondern nur zusammen zu reisen und wissenschaftlich zu arbeiten. Sie pflegten in einer Pension in der Hedemannstr. zu wohnen und kamen, wie gesagt, eines Nachmittags bei mir an. Es wurde ein philosophisches Kränzchen arrangiert, an welchem ausser Lou, Rée und mir auch noch Dr. Romundt und später Heinrich von Stein, Privatdozent der Universität, teilnahmen. Inzwischen schrieb Lou ihren (ersten) Roman: «Im Kampf um Gott». Er erschien im Dezember 1884, und ich war einer der ersten, welchen sie das Buch schenkte. Ich (. . .) las das Buch und muss gestehen, dass über dem Lesen meine Liebe zu Lou in hellen Flammen entbrannte. Dieses Werk, in welchem verschiedene Selbstmorde, Ehebrüche usw. vorkommen, wird verschieden beurteilt. Mein Freund Ebbinghaus behauptete, das seien ‚Nonnenphantasien', ich fand in dem Buch viel Geist und in den Geist verliebte ich mich . . .»

Dieses Geständnis lässt zugleich ahnen, welche Erfahrungen Lou zur Verfügung standen, wenn sie Aphorismen wie diesen formulierte: «Es führt kein Weg von der sinnlichen Leidenschaft zur geistigen Wesenssympathie – wohl aber viele Wege von dieser zu jener.»

Es ist nicht bekannt, ob Paul Deussen über all den «verschiedenen Selbstmorden und Ehebrüchen», die ihm Lous Roman zum Leseerlebnis werden liessen, jemals realisierte, dass die beiden Hauptfiguren des Romans, das Geschwisterpaar Kuno und Rudolf, nach dem Brüderpaar Nietzsche und Rée modelliert sind, und sich Lou selbst in den drei Frauengestalten des Romans: jede repräsentiert einen spezifischen Charakterzug an ihr, verewigt hat. Die Tatsache, dass dieses Erstlingswerk Lous, veröffentlicht unter dem Pseudonym Henri Lou, beim gehobenen Bürgertum freundlich bis begeistert aufgenommen wurde, gibt einen Hinweis darauf, dass in einer «entzauberten», «gottlos» gewordenen Welt, die dem Individuum die Aufgabe zur Selbstbesinnung und Stellungnahme aufnötigt, der Literatur die ehemals der Religion zukommende Funktion, Antworten auf die Frage nach dem «Sinn des Lebens» zu geben, zugefallen war, und dass – so jedenfalls der Roman als führende Gattung dieser Art von Literatur – die Konflikte des *Individuums* als innere seelische Vorgänge entfaltet werden, insbesondere am Thema der Liebe. So traf Lou v. Salomé nicht nur den Geschmack der Zeit, vielmehr zeigte sie ein sicheres Gespür für die «inneren Nöte» ihrer «gebildeten» Zeitgenossen.

Das Gästebuch des Hotels Misani enthält eine weitere Eintragung; unter dem Datum des 13. August 1900 hat sich Paul Rée (8) mit kleiner, unscheinbarer Schrift, die seinen Gemütszustand widerzuspiegeln scheint – «Herzens-Dreckli» war einmal der von ihm gebrauchte sprachliche Ausdruck hierfür – erneut eingetragen. Diesmal gibt er als Beruf «Arzt» an und als ständigen Wohn- und Heimatort: «Stibbe Westpreussen». Bis zum Verkauf des Guts durch seinen Bruder, der sich als Rentier nach Berlin zurückzog, war ihm Stibbe Heimat und geliebte Vergangenheit gewesen. Hier hatte er mit Lou v. Salomé, die auch von seiner Mutter, der er sich sehr verbunden fühlte, verehrt wurde, eine glückliche Zeit verbracht, wie die uns erhaltenen Briefe und Dokumente («Stibber Nestbuch» – eine Art Tagebuch über diesen Aufenthalt) zeigen. Ähnlich glücklich müssen für Paul Rée auch die Ferienaufenthalte mit Lou im Hotel Misani in Celerina gewesen sein, im Schatten der «Hundehütte» Nietzsches in Sils-Maria, der sich in seiner grenzenlosen Einsamkeit seinen Zarathustra selbst «vorsingen» musste: ich könnte «ein Lied singen – und will es singen: ob ich gleich allein im leeren Hause bin und es meinen eignen Ohren singen muss». Für Paul Rée sind demnach Stibbe und Celerina Versuche, sich an der Erinnerung zu wärmen, das verloren gegangene Glück an den vertrauten Plätzen aufzuspüren. Es ist die List des Pessimisten, sich in einen «Lebenskünstler» zu verwandeln.

Diese Interpretation erscheint jedenfalls plausibler als jene, die C. P. Janz in seiner Nietzsche-Biographie gegeben hat: +)

«Auch Rée muss sich an Nietzsche gebunden gefühlt haben. Jedenfalls scheint seine Hinwendung und sein Tod im Engadin, in einer Ortschaft so nahe bei Sils-Maria, dafür zu sprechen. Aus Preussen geht er ausgerechnet in das entlegene Engadin, mit dem ihn keine Erinnerung oder sonst irgendwelche Beziehung verband.»

Am 1. November 1886 hatte sich Lou v. Salomé mit dem Iranisten F.C. Andreas verlobt. Dieser hatte zwei Bedingungen zu erfüllen, wollte er Lou heiraten: die Ehe durfte körperlich nicht vollzogen werden, Paul Rée hatte er als den unerlässlichen Dritten im Planspiel der Liebe zu akzeptieren. Andreas willigte ein, Paul Rée, der Spielsüchtige, spielte nicht mehr mit und nahm stillen Abschied:

«Der letzte Abend, da er von mir fortging, blieb mit nie ganz verglimmendem Brand mir im Gedächtnis haften. Spät in der Nacht ging er, kehrte nach mehreren Minuten von der Strasse zurück, weil es zu sinnlos regne. Worauf er nach einer Weile wieder ging, jedoch bald nochmals kam, um sich ein Buch mitzunehmen. Nachdem er nun fortgegangen war, wurde es schon Morgen. Ich schaute hinaus und wurde stutzig: über trockenen Strassen schauten die erblassenden Sterne aus wolkenlosem Himmel. Mich vom Fenster wendend, sah ich im Schein der Lampe ein kleines Kinderbild von mir aus Rées Besitze liegen. Auf dem Papierstück, das drum gefaltet war, stand: ‚barmherzig sein, nicht suchen'.»

Dass im Abschied nehmen bei einem solchen «Liebes-Reigen» die einzige Alternative liegt, hatte Rée offensichtlich schon zu Beginn seiner Freundschaft/Liebe zu Lou von Salomé geahnt:

« . . . Ich fürchte wir müssen uns trennen; denn obgleich ich ein Schutz und ein Halt für Dich in der Welt bin, so bist Du doch zu ehrlich, dies auch dann noch zu wollen, wenn die innigste, tiefste Sympathie zwischen uns auch nur im geringsten erschüttert ist. Das aber ist sie. Denn einerseits liegt jetzt Schlaffheit in meinem Wesen; ja, sie ist geradezu der Schlüssel zu meinem Wesen, d. h. zu demjenigen, welches ich nun schon seit vier, fünf, sechs Jahren mehr und mehr geworden bin. Ich war eigentlich schon todt; Du hattest mich zu einem Scheinleben erweckt, aber das Scheinleben mit einem Todten ist widerlich. Andererseits könnte ich ein Gefühl des Misstrauens, gegründet auf das Vorhandensein einer Eigenschaft, welche ich stark in mir vorhanden und Dir unsympathisch weiss, nicht wieder los werden, das Misstrauen meine ich, Dir unsympathisch zu sein, Dir Unsympathisches zu thun. Also – lass uns getrennten Weges zu unseren Gräbern gehen» (Handschriftlicher Zusatz von Lou v. Salomé: «Nein, gewiss nicht! Lass uns zusammen leben und streben, bis Du dieses widerrufen hast»).

Gruppenbild zu dritt: von links nach rechts Lou Salomé, Paul Rée, Friedrich Nietzsche (Die «heilige Dreieinigkeit»).

Nachdem also 1886 die rund viereinhalb-jährige Freundschaft mit Lou v. Salomé durch deren Verlobung mit F.C. Andreas, ihrem späteren Ehemann, auseinander gebrochen war, verlässt Paul Rée Berlin, um in München sein Medizinstudium zu beenden, das er begonnen hatte, nachdem 1885 seine Pläne, sich im Fach Philosophie zu habilitieren, endgültig gescheitert waren. Bereits 1877 hatte er Nietzsche wissen lassen: «Ich bin von Jena zurück, und die Reise dorthin hat für mich einen Haupt-Nutzen gehabt (unge-

fähr denselben, den meine erste Liebschaft gehabt hat), nämlich den, mich von der Habilitirungslust zu degoutiren.»

1890 lässt sich Paul Rée in Stibbe (Westpreussen) auf dem Gut seines Bruders als Arzt nieder – als «Armenarzt», der den Kranken selbstlos half – so jedenfalls die einschlägigen Sekundärquellen, die allerdings wechselseitig aufeinander Bezug nehmen, dabei allerdings das Faktum zu übersehen scheinen, dass im Rahmen der patriarchalischen Haus- und Wirtschaftsgemeinschaft des ostelbischen Ritterguts kostenlose ärztliche Versorgung und Medizin gewährt wurde, wenigstens für die Instleute und ihre Familienangehörigen. Als 1900 das Rittergut Stibbe verkauft wird, geht Rée nach «Celerina im Oberengadin, wo er in dem gleichen Gasthaus wohnte, in dem er einst mit Lou v. Salomé geweilt hatte; er war dort weiter Armenarzt (. . .). Paul Rée ist am 28. Oktober 1901 auf dem oberen, sehr steilen Weg durch die Charnadura-Schlucht, bei Celerina, tödlich in den Inn abgestürzt (. . .). Die Bestattung auf dem Friedhof von Celerina erfolgte unter (grösster Anteilnahme) der Bevölkerung», so der Text im Anmerkungsteil des «Lebensrückblicks» von Lou v. Salomè.

Dr. Ramming-Thön, der Hotelier, verwahrt auch eine Abschrift des «Amtlichen Protocolls über die Auffindung der Leiche des Dr. Paul Rée aus Berlin, zur Zeit wohnhaft im Hotel Misani in Celerina», angefertigt am 28. 10. 1901, ergänzt um ein «Nachtragsprotocoll» vom 29. 10. 1901. Diesem Protokoll ist zu entnehmen, dass sich Rée bei seinem Sturz in die Innschlucht, der von keinem Augenzeugen beobachtet worden war (auch hier wäre C. P. Janz zu berichtigen), +) beträchtliche Verletzungen zugezogen hat, bewusstlos gewesen sein muss und infolgedessen schliesslich ertrunken ist. Seine goldene Taschenuhr ist um 13.07 Uhr stehen geblieben – wohl die vermutliche Absturzzeit.

Auf Lou v. Salomé wirkt die Todesnachricht wie ein Schock, worüber ein Brief an ihre Freundin Frieda von Bülow Aufschluss gibt:

«Das hauptsächliche Erlebniss dieses Spätherbstes war für mich eines, über das ich wochenlang nicht hinwegkam und zwar aus ziemlich schauerlichen Gründen, die sich nur mündlich erzählen lassen. Es war Rées Tod. Du lasest wohl, dass er abstürzte in Celerina (Oberengadin), wo wir die Sommer verbrachten und wo er seit Jahren ganz einsam Winter und Sommer lebte. Ich lebte eine Zeitlang nur in alten Briefen und vieles wurde mir klar, alles Vergangene wurde spukhaft lebendig. Mein Haupteindruck wurde: zu viel! zu viel hab ich gehabt! zu viel des Guten und Reichen für Ein Menschenschicksal. Das macht demütig!»

Es gibt allerdings keinen Hinweis, dass Lou v. Salomé, die viel und weit reiste, jemals das Grab von Bruder Rée besucht hat.

Allerdings hat sie Rée ein bleibendes Denkmal gesetzt mit ihrem 1894 erschienenen Buch über Nietzsche. In diesem Buch skizziert sie die sich eigentümlich ergänzenden Charaktere von Rée und Nietzsche und setzt sie in Beziehung zu deren damaligen philosophischen Anschauungen wie zu dem von ihnen damals bevorzugten Ausdrucksmittel: dem Aphorismus. Nietzsches «erste Häutung» wird unmittelbar auf den Einfluss Rées zurückgeführt, der insgesamt nicht schlecht wegkommt.

Noch besser schneidet dieser ab im «Tautenburger Tagebuch» vom Sommer 1882, das Lou Salomé auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin als Brieftagebuch für ihn führte, hegte er doch die Befürchtung, Lou's Zweisamkeit mit Nietzsche könnte zu einem «Trautenburg» werden. Rée ersann also das Tagebuch als «Beichtspiegel», an sich das geeignete Mittel zur Kontrolle einer Beziehung, die ein geistiges Band, also Kommunikation, zusammenhält. Schliesslich lautet ein zusammen mit Lou ersonnener und von Nietzsche eingesehener Aphorismus aus dem «Stibber Nestbuch»: «Die geistige Nähe zweier Menschen verlangt nach körperlichem Ausdruck, – aber der körperliche Ausdruck verschlingt die geistige Nähe.»

Lou benutzte indes das Tagebuch nicht nur als «Beichtspiegel», sondern, wohlwissend dass Worte zur Konstruktion von Wirklichkeit taugen, auch zur Irritation von Rée, der auch prompt reagierte: «Etwas eifersüchtig bin ich zwischendurch natürlich auch immer – das versteht sich von selbst. Was Du wohl für eine Attitüde, Betonung, Bewegung, Blickung mit den Worten auf dem Monte Sacro verbunden hast».

«Monte Sacro» – ein Reizwort für Rée, ein Zauberwort für Nietzsche, der in diesem Zusammenhang vom «entzückendsten Traum seines Lebens» spricht – steht für jenen Augenblick Mai 1882 am Orta-See, wo Nietzsche zum ersten Mal mit Lou längere Zeit allein gewesen war und sich von ihr verzaubern liess.

Im «Tautenburger Tagebuch» findet sich auch der ahnungsvolle Satz zu Nietzsche, in dem Lou ihn als «Verkündiger einer neuen Religion» bezeichnet, einer «Religion, welche Helden zu ihren Jüngern wirbt», aber auch Rées Porträt, das der These vom jüdischen Selbsthass Vorschub leistet:

«Oben im Zusammenschluss von Stirn und Nasenwurzel liegt der Charakter Deines Denkens ausgedrückt: das scharf Beobachtende und Einschneidende verbunden mit einem kühnen Zug, – es macht den Eindruck intellektueller Tapferkeit und Herrschaft. Der Blick der Augen darunter steht in einem gewissen Gegensatz dazu – sie drücken genau das aus, was Malwida Deinen Dualismus nennt, und dies ist der pikanteste Zug in Deinem Wesen: Du bist wie eine schwarze Schönheit mit blauen Augen, – um den Mund weich und lebensmüde, – ja mit einem Abscheu vor dem Leben, – der ganze Pessimismus Deines Temperamentes. Dieser Zug um den Mund macht Dich älter als Du bist, Du musst ihn schon gehabt haben als Du Deine psychologischen Beobachtungen, diese grauhaarigen Sentenzen mitten aus dem Jünglingsalter heraus, geschrieben hast.»

Bei allem Respekt vor Lous «entlarvendem Blick» sollte nicht vergessen werden, dass die «Psychologie des Pessimismus» damals ein Modethema war.

In der Lokalzeitung, der «Engadiner Post» vom 31. 10. 1901, findet sich ein kurzer Bericht über den «Unglücksfall in der Innschlucht». Dieser Bericht, der sich mit den Angaben aus dem amtlichen Protokoll deckt, schliesst mit den Sätzen:

«Wer den verunglückten Doktor kannte, rühmte ihn als einen besonders guten und wohlmeinenden Herrn. Er bekümmerte sich, im Gegensatz zur Grosszahl unserer Fremden, auch um die einheimische Bevölkerung in freundlichster Weise und verkehrte mit denen von Celerina liebreich und nett, in stillem und thätigem Wohlwollen. In der Familie Misani vom Hotel Misani lebte er wie zu Hause. Begreiflich daher und erfreulich zugleich, wenn die Trauer um den Heimgegangenen in Celerina eine allgemeine und aufrichtige genannt werden darf. Ja, wir sind überzeugt, dass noch nie ein Fremder, in unserem Thal verstorbener Kurgast so aufrichtig ist betrauert worden, wie gegenwärtig Dr. Rée betrauert wird.»

Auch der «Fögl Ladin» vom 2. 11. 1901 – eine Zeitung, die die rätoromanisch sprechende Bevölkerung ansprechen will – berichtet von dem «beklagenswerten Unfall» und zeichnet ein Porträt des Toten:

«Seit ca. 1½ Jahren war Dr. Rée ununterbrochen Gast im Hotel Misani, wo er sich offenbar zu Hause fühlte. Als grosser Naturfreund und Freund unseres Tales machte der Gast regelmässig Spaziergänge, vorwiegend bei schlechtem Wetter. In der Gemeinde hat sein Tod Trauer ausgelöst. Obwohl er für sich lebte und kein Freund der Gesellschaft war, konnte man ihn doch als einen Menschenfreund kennen lernen. Er besuchte häufig verschiedene Familien, denen er in irgendeiner Art und Weise behilflich sein wollte. Die Kinder, auch jene der umliegenden Gemeinden, kannten den Gast und gingen ihm oft entgegen. Er seinerseits kannte die armen unter den ihm entgegengehenden Kindern. Jetzt warten sie vergebens auf den ‚Mann des schlechten Wetters' (. . .). Seine Leiche ruht an einem schönen Ort inmitten jenes Tales, das er zu lieben begonnen hatte. Ein in jeder Beziehung eigener, aber edler Mensch ruht dort drüben (auf dem Friedhof von San Gian). Die fremde Erde sei ihm leicht.»

Die Selbstlosigkeit, die Paul Rée als Arzt praktizierte, scheint auf den ersten Blick in krassem Widerspruch zu seinen philosophischen Ansichten zu stehen. Schon in seinem Erstlingswerk, in seinen Aphorismen über die Moral, vertritt Rée, getreu seinem Vorbild La Rochefoucauld (1613–1680), die These, dass der Grundtrieb allen menschlichen Handelns die Eitelkeit sei. In Sorrent hatte ihm diese Auffassung den folgenden Spottvers eingebracht (auf seinem Arbeitstisch lag ein kleiner Handspiegel):

«Eitel sahst Du die Welt, sieh nun im Spiegel sie besser. Oft ist das Wirkliche Trug, wahr ist nur der spiegelnde Wahn.»

Auch in seinem von ihm so bezeichneten «Hauptwerk», das sich in seinem Nachlass fand und 1903 posthum veröffentlicht wurde unter dem Titel: «Philosophie», findet sich ein längeres Kapitel über die «Eitelkeit». Dieses Buch kennt

keine Vorrede, auf der ersten Seite steht nur der Satz: «Meine früheren Schriften sind unreife Jugendwerke». Mit diesem Satz – so F. Tönnies –» (tut sich) Rée selber Unrecht und (nimmt) zu gleicher Zeit doch etwas zu viel für sich in Anspruch.»

In dem erwähnten Kapitel über die «Eitelkeit» versucht Paul Rée erneut zu zeigen, dass die Menschen, auch wenn sie ehrlich überzeugt sind, moralisch zu handeln, sich doch Illusionen machen hinsichtlich der Natur ihrer wahren Motive. Diese Auffassung, die auch von B. Mandeville geteilt wird, deckt sich mit derjenigen von La Rochefoucauld, der in einer seiner bekanntesten Maximen erklärt hatte: «Was wir für Tugend halten, ist oft nur ein Gewebe verschiedener Handlungen und Interessen (. . .), und nicht immer sind es Mut und Keuschheit, die die Männer mutig machen und die Frauen keusch.»

Zumindest können Mandeville und Paul Rée als «Kronzeugen» für die Vermutung herangezogen werden, dass die Zugehörigkeit zum Stand der «helfenden Berufe» eine ausgezeichnete Voraussetzung dafür zu sein scheint, sich selbst und damit auch anderen hinsichtlich der «wahren Natur» des Menschen nichts vorzumachen.

Rées ungewöhnlicher Tod gibt Anlass zu Spekulationen, die in dem Unglücksfall einen Selbstmord sehen wollen, zumal seine pessimistische Lebenseinstellung, die sich auch mit der einmal gezeigten Vorliebe für Schopenhauer deckt, und sein quälender *Selbsthass* angeblich verbürgt sind – Theodor Lessing zufolge, der aus Selbsthass der bedeutendste Philosoph über den Selbsthass wurde (Hellige 1983, S. 48), ein jüdisches Phänomen. Er bezieht sich ausdrücklich auf Rée, der sein Judentum verstecke wie ein «entstellendes Muttermal». Und er scheint sein Wissen über Rée direkt von Lou Salomé gehabt zu haben:

«Er wurde beunruhigt, sobald das Gespräch an seine wunde Hautstelle rührte. Nur ein einziges Mal hat er den Panzer des Schweigens zerbrochen, als er zu einem geliebten Mädchen von seiner Abkunft sprach, und der Ausbruch seiner Klage über den Fehl seiner Geburt war so erschütternd und zugleich so unbegreiflich, dass mehr nach einem Menschenalter die solcher Preisgabe Gewürdigte sagte, sie habe in einen Abgrund geblickt, dessengleichen sie nicht wiedersah» (Lessing 1984, S. 62)

Diese Passage aus Theodor Lessings 1930 publiziertem «Jüdischen Selbsthass» verweist unmittelbar auf Briefe bzw. Briefentwürfe, die Lou Salomé an Ferdinand Tönnies adressiert hatte. Am 1. 12. 1904 bedankt sie sich bei diesem für die Zusendung seines Aufsatzes über Paul Rée und fährt dann fort:

«Aber ein Mischling ist Rée nicht gewesen, zu seinem tiefsten Leidwesen, – denn wie glücklich hätte das ihn machen können! Ich weiss nicht mehr, ob Sie ahnten, dass es sein krankhafter und ganz unermesslicher Gram war, Jude zu sein, und sich vielleicht sein gesammtes Leben und Denken daraus erklären liesse.» (Lou Salomé-Archiv)

Noch aufschlussreicher sind zwei Briefe (vom 7. 12. und vom 13. 12. 1904), ebenfalls an Tönnies gerichtet, der Lou Salomé unter dem Datum vom 1. 12. 1904 bereits auf den oben zitierten Brief geantwortet hatte. Diese Briefe präzisieren nicht nur die oben gemachten Andeutungen, sondern geben auch Einblick in die Eigenart der Freundschafts- und Liebesbeziehung zwischen Rée und Lou Salomé und enthalten darüber hinaus die Andeutung eines «Schuldeingeständnisses» durch Lou (allein schon der Umstand, dass der im Anmerkungsteil zum «Lebensrückblick» auf S. 231 abgedruckte Brief[-entwurf] vom 7. 12. 1904 genau an dieser Stelle abbricht – in der Form von Auslassungszeichen, die der Herausgeber Ernst Pfeiffer gesetzt hat – spricht für unsere Interpretation). Da nur die Zeitfolge als Entscheidungskriterium dafür herangezogen werden könnte, welcher der beiden Briefe Entwurf geblieben ist und welcher schliesslich abgeschickt wurde, stellen wir die beiden Briefe auszugsweise einander gegenüber:

«Halbjuden, die unter ihrem Mischmasch litten, beobachtete auch ich mehrmals. Allein, dieser Zwiespalt wäre kaum krankhaft zu nennen, er ist gleichsam normal gegeben wie das Hinken eines, der ein kurzes und ein langes Bein hat. Jemanden mit seinen zwei gesunden Beinen hinken sehn, wie Rée that –! Ganz Jude sein und dennoch sein Selbst lediglich in etwas finden, was all diesem hassend und verachtend gegenübersteht. In dem Masse wie bei ihm sah ich's sonst zwar nie, – (die blosse harmlose Erwähnung davon machte ihn vor meinen Augen ohnmächtig, und ein paar Szenen die sich abspielten als Juden, nicht gleich von ihm

als solche erkannt, mit uns in Verkehr kamen, spotten in ihrer Lächerlichkeit und Schrecklichkeit jeder Beschreibung) – doch etwas von diesem Unheimlichen trieb sein Wesen in mehr als einem Juden dem ich nahetrat.

Dies gewaltsame Sichvergessenwollen hat in Rée als Denker sein Absehn vom Gefühlsmässigen, von der Persönlichkeit, ganz ungemein unterstützt, wenn nicht geradezu es bewusst prinzipiell hervorgerufen. Er war deshalb nicht ganz so eng, wie es schien, allein diese Thür die da hinausführte, war dermassen wohlverschlossen, dass sie nur noch als Mauer in Betracht kam. Sie stellte trotzdem eine Vermittlung her, indessen nur im intim Persönlichsten seines Verständnisses, – gewissermassen durch's Schlüsselloch. Und hoch über alle Mauern hinaus entwuchs seinem unerhört leidvollen Selbsthass eine fast überirdische Güte. Niemand wusste das besser als ich, die in ihr drinsass wie ein junger Vogel in seinem Mutternest und ihr schlecht lohnte dadurch, dass ich ausflog . . .» (Lou Salomé-Archiv; Brief[-entwurf] vom 7. 12. 1904)

«Halbsemiten, die unter ihrem Mischmasch litten, beobachtete auch ich mehrmals. Allein dieser Zwiespalt ist kaum als ein krankhafter anzusehen, ist gleichsam normal gegeben wie das Hinken eines, der ein langes und ein kurzes Bein hat. Hingegen: seinen zwei gesunden geraden Beinen den aufrechten Gang ausreden –! Vollblutjude sein wie Rée, und dennoch sein Selbst lediglich in etwas finden, was all dies hassend zu Boden drückt! In einem Masse wie bei ihm sah ich es sonst zwar nie und nirgends –, (die blosse harmlose Erwähnung machte ihn vor meinen Augen ohnmächtig, und ein paar Szenen die sich abspielten, weil Juden mit uns in Verbindung kamen, spotten in ihrer Lächerlichkeit und Schrecklichkeit jeder Beschreibung) – doch etwas von diesem Unheimlichen trieb sein Wesen in mehr als einem Juden dem ich nahetrat.

Das gewaltsame Sichvergessenwollen hat in Rée als Denker sein Absehn vom Gefühlsmässigen und von der Persönlichkeit ganz ungemein unterstützt, wenn nicht geradezu es bewusst prinzipiell hervorgebracht. Er war insofern nicht ganz so eng wie er schien, allein diese Thür die da hinausführte, war dermassen wohlverschlossen, dass sie nur noch als Mauer in Betracht kam. Man empfand ihr Vorhandensein trotzdem, indessen nur im intim Persönlichsten seines Verständnisses, – gewissermassen durch's Schlüsselloch. Und hoch über alle Mauern hinaus entwuchs seinem unerhört leidvollen Selbsthass eine fast überirdische Güte, ebenfalls allerpersönlichster Art. Niemand wusste das besser als ich, die in ihr drinsass wie ein junger Vogel in seinem Mutternest, und ihr schlecht lohnte dadurch, dass ich ausflog . . .» (Lou Salomé-Archiv; unveröffentlichter Brief v. 13. 12. 1904)

Für Theodor Lessing wie – vor ihm – für Lou Salomé verkörpert Rée in der Tat den verhängnisvollen Zusammenhang zwischen Aussenseitertum und Judesein, an ihm will Lessing, wohl von Lou Salomé hierzu inspiriert, demonstrieren, dass die Selbstbewertung als Jude abhängig ist von jenen Wertmassstäben, mit denen die Umwelt den Juden charakterisiert. Und da die Umwelt das Bild des «hässlichen Juden» zeichnet, sei auch das Selbstbild bestimmt von Gefühlen des Selbsthasses.

Allerdings war zu jener Zeit, als Lou Salomé die zitierten Briefe über Rée abfasste (1904), der jüdische Selbsthass ein vorherrschendes Thema in der Literatur der Jahrhundertwende (am eindrucksvollsten informiert hierüber der Exkurs «Zur Sozialpsychologie des Assimilationsjudentums» in: Hellige 1983, S. 47–76). Ein Jahr zuvor hatte sich am 3. 10. 1903 in Wien Otto Weininger erschossen und mit diesem Schuss sein zunächst wenig beachtetes frauen- und judenfeindliches Traktat «Geschlecht und Charakter» zu einem begehrten Kultbuch gemacht, das den jüdisch-kapitalistischen «Geist der Modernität» entschieden ablehnte und Ende 1904 (!) bereits die 6. Auflage erreicht hatte. Sein Selbstmord galt als konsequenter Ausweg einer vom Selbsthass gepeinigten Persönlichkeit und damit als eindrucksvolle Bestätigung der umstrittenen These vom jüdischen Selbsthass; und nur so ist es zu verstehen, dass der an und für sich unwichtigen Frage, ob Rée verunglückt ist oder Selbstmord verübt hat, eine so grosse Bedeutung beigemessen wird. Die uns interessierende Schlüsselstelle aus Weiningers «Geschlecht und Charakter» lautet: «Man hasst nicht etwas, womit man keinerlei Ähnlichkeit hat. Nur macht uns erst der andere Mensch darauf aufmerksam, was für unschöne und gemeine Züge wir in uns haben. So erklärt es sich, dass die allerschärfsten Antisemiten unter den Juden zu finden sind» (Weininger 1926, S. 264). 25 Jahre später, kurz bevor Theodor Lessing sein Buch vorlegte, variiert eine der Hauptfiguren in Jakob Wassermanns Roman «Der Fall Maurizius», ein Jude, die Weininger-Formulierung, wenn er sagt: «Können Sie sich vorstellen, dass ein Mensch sich selber über seine Geburt belügt? Komplizierte Sache. Der nicht

sein wollen, der man ist, die Wurzel leugnen, aus der man gewachsen ist, das heisst die eigene Haut wie einen geborgten Mantel tragen (. . .) Ich war kein Renegat, wenn ich sie (die Juden) verliess, ich gehorchte meiner Notwendigkeit. Ich liebte sie nicht, das ist nur die Hälfte der Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, dass meine Liebe drüben war, bei den andern. Kein seltener Fall: der Zurückgestossene verliert seine Seele an die, die ihn zurückstossen. Ein sehr jüdischer Fall» (vgl. Hellige 1983, S. 56).

Solche und andere Textstellen sind als «diagnostische Dokumente» einer Epoche anzusehen. Insofern nämlich als die (jüdischen) Romanfiguren, die dort zu Wort kommen, nicht selten Lebensläufe verkörpern, die auf eine Identitätskrise zulaufen, hervorgerufen bzw. verschärft durch einen Generationen- und Assimilationskonflikt: das Aufbegehren gegen den Vater ist zugleich Protest gegen das von ihm repräsentierte «jüdisch-kapitalistische Zweckdenken», das Aufbegehren gegen die «jüdisch-kapitalistische Zweckrationalität» endet häufig entweder als (Welt-) Flucht in Kunst und Literatur, gepflegt in elitären Zirkeln, oder als weltzugewandte Variante in konservativer Überanpassung, ebenfalls elitär, da Anlehnung suchend beim aristokratisch-konservativen Milieu. Diese Identitätskrise bringt mit einer gewissen Regelmässigkeit – so jedenfalls im Roman – eine vom Selbsthass geprägte Persönlichkeit hervor, die die Stereotypen des antisemitischen Gegners auf sich bezieht, indem sie negativ bewertete Merkmale des modernen Kapitalismus gleichsetzt mit der niederen, materiellen Gesinnung des «ewigen Juden». Aus diesem Grund gehören Antisemitismus und romantischer Antikapitalismus zusammen. Der Wert der genannten Literaturprodukte als «diagnostische Dokumente» bemisst sich vor allem daran, dass die Lebensläufe der Romanhelden nicht selten die Lebensläufe ihrer Schöpfer widerspiegeln, worin das gesellschaftliche Faktum zum Ausdruck kommt, «dass unter den deutschen Schriftstellern der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Söhne von Kaufleuten, Bankiers und Fabrikanten und unter diesen eindeutig die jüdischen überrepräsentiert sind, und die meisten von ihnen antikapitalistische und antibürgerliche Positionen vertraten . . .» (Hellige 1983, S. 73). Die Wahlverwandtschaft zwischen Aufbegehren gegen «jüdisch-kapitalistische Zweckrationalität» und dem Streben nach einem «zweckfreien» künstlerischen Beruf, nicht als Einzelschicksal sondern als Schicksal einer Generation von Söhnen aus jüdisch-bourgeoisem Milieu, hat Stefan Zweig ungleich anschaulicher als Theodor Lessing in seinen Erinnerungen festgehalten:

> «Unbewusst sucht etwas in dem jüdischen Menschen, dem moralisch Dubiosen, dem Widrigen, Kleinlichen und Ungeistigen, das allem Handel, allem bloss Geschäftlichen anhaftet, zu entrinnen und sich in die reinere, die geldlose Sphäre des Geistigen zu erheben, als wollte er – wagnerisch gesprochen – sich und seine ganze Rasse vom Fluch des Geldes erlösen. Darum ist auch fast immer im Judentum der Drang nach Reichtum in zwei, höchstens drei Generationen innerhalb einer Familie erschöpft, und gerade die mächtigsten Dynastien finden ihre Söhne unwillig, die Banken, die Fabriken, die ausgebauten und warmen Geschäfte ihrer Väter zu übernehmen. Es ist kein Zufall, dass ein Lord Rothschild Ornithologe, ein Warburg Kunsthistoriker, ein Cassirer Philosoph, und ein Sassoon Dichter wurde; sie alle gehorchten dem gleichen, unbewussten Trieb, sich von dem frei zu machen, was das Judentum eng gemacht, vom blossen kalten Geldverdienen, und vielleicht drückt sich darin sogar die geheime Sehnsucht aus, durch Flucht ins Geistige sich aus dem bloss Jüdischen ins allgemein Menschliche aufzulösen.» (Zweig 1977, S. 21)

«Durch Flucht ins Geistige sich aus dem bloss Jüdischen ins allgemein Menschliche aufzulösen» – dies ist die Formel, die Rées Lebenslauf und seine Hinwendung zur Philosophie noch am ehesten abbildet. Das wenige, was wir über Paul Rée wissen, spricht jedenfalls nicht dagegen. Im SS 1869 hatte er in Leipzig zunächst Philosophie, dann seit Mai 1870 bis zum WS 1870/71 Rechtswissenschaften studiert, unterbrochen durch seine Teilnahme am deutsch-französischen Krieg von 1870/71, in dem er in der Schlacht von Gravelotte (18. 8. 1870) verwundet wurde. Im WS 1871/72 hörte er in Berlin naturwissenschaftliche Vorlesungen (u. a. bei dem Chemiker und Liebig-Schüler August Wilh. v. Hofmann (1818–1892), um dann 1875 (!) in Halle bei Rudolf Haym (1821–1901), dem Gründer und Herausgeber der Preuss. Jahrbücher, in Philosophie zu

promovieren. Ein «Denker des jüdischen Selbsthasses» ist Rée jedoch nicht, auch wenn seine These, Triebfeder des menschlichen Handelns sei der Egoismus, auf den ersten Blick eine gewisse Nähe zu der vorherrschenden Kapitalismuskritik zu besitzen scheint. Es ist jedoch daran zu erinnern, dass Rée sich die französischen Moralisten zum Vorbild nahm, insb. die Aphorismen von La Rochefoucauld schätzte. «Nicht erst im berufsbürgerlich-kapitalistischen Konkurrenzraum, sondern zuerst im höfischen Konkurrenzraum bildete sich die Anschauung von dem Egoismus als Triebfeder des menschlichen Handelns und aus ihm stammen die ersten unverhüllten Darstellungen der menschlichen Affekte in der Neuzeit. Man denke z. B. an die ‚Maximen' von La Rochefoucauld» (Elias 1969, S. 160). Und es ist weiter daran zu erinnern, dass Rationalität im Sinne einer Notwendigkeit zur Berechenbarkeit nicht nur dem modernen Kapitalismus infolge des Zwangs der wirtschaftlichen Verflechtung eigen ist (wie Max Weber insb. in seinen religions- und rechtssoziologischen Schriften gezeigt hat), sondern infolge des Zwangs der gesellschaftlich-geselligen Verflechtung am Hofe auch eine Kategorie der höfischen Gesellschaft war:

> «Um das Leben, d. h. den Verkehr der Menschen miteinander, berechenbar zu machen, bediente man sich (. . .) eines ganz analogen Mittels, wie die Wirtschaftsgesellschaft, wenn sie einen Arbeitsgang berechenbar machen will: Man überliess ihn nicht dem Herkommen, nicht dem Zufall oder der Laune der Einzelnen (. . .); man organisierte ihn durch und gliederte ihn in Teilprozesse auf. Durch die Organisation wurde er übersehbar gemacht; (. . .); und durch die Aufgliederung in Teilprozesse wurde es möglich, wie in der kapitalistischen Gesellschaft den Geldwert, so in der höfischen den Prestigewert jedes Schrittes genau festzulegen. Die intensive Durchformung der Etikette, des Zeremoniells, des Geschmacks, der Kleidung, der Haltung und selbst der Konversation hatte die gleiche Funktion» (Elias 1969, S. 169).

Auch die von Rée so geschätzte und in seinen Schriften vermittelte Kunst der Menschenbeobachtung einschliesslich der Kunst der Selbstbeobachtung – dies vor allem hatte auf Nietzsche besonderen Eindruck gemacht – sind nicht als eine Reaktion auf das Misslingen der gewünschten Assimilation resp. der Verarbeitung von Selbsthass zu deuten: im Sinne des Rückzugs aus der politisch-gesellschaftlichen Sphäre und einer Hinwendung auf das eigene Ich durch die «Beobachtung der eigenen Seelenregungen» (Hellige 1983, S. 69). Auch hier handelt es sich um Lesefrüchte, auch hier sind die französischen Moralisten Vorbild (Moral in der höfischen Gesellschaft ist Wissen um die Sitten und den Charakter der Menschen). Selbstbeobachtung und Menschenbeobachtung waren lebensnotwendige Künste für den höfischen Menschen, im Sinne der Steigerung der Berechenbarkeit – der eigenen wie derjenigen der Konkurrenten (um Prestigechancen), und so ist es verständlich, dass die spezifischen Literatur- und Wissensformen der höfischen Gesellschaft: Memoiren, Briefe und Aphorismen (Maximen) die zum Überleben am Hof notwendigen «Lebensweisheiten» enthalten. Das Wissen, das sie akkumulieren, ist weniger Reflexions- als Erfahrungswissen, das dem praktischen Handeln dient (vgl. Elias 1969, S. 159 ff.).

So ist Hans Mayer zuzustimmen, wenn er in Rée einen «Denker des jüdischen Selbsthasses» nicht zu sehen vermag. Allerdings war Rée – weil er Jude war – ein der Selbststigmatisierung und Selbstausschliessung unterworfener Aussenseiter, der alle Handlungen, Sätze, Gesten als zweideutig begreifen musste und deshalb bisweilen in einem ganz unmittelbaren Sinn nicht mehr wusste, woran er war; so jedenfalls lassen sich die Beobachtungen Lou Salomés hinsichtlich seines merkwürdigen Verhaltens gegenüber Juden plausibler interpretieren. Und Rée lebte als Aussenseiter die dieser Existenzform angemessene Philosophie – die «Philosophie des Vormittags», die «tanzend» auf Aphorismen daherkommt:

> «Er nannte sich gern Botaniker der Zeit. Er besuchte, ein rastloser Wanderer, Landschaften und Berge, Städte, Menschen, Büchereien, Museen und Kirchen; er lauschte, blickte und schwieg (denn er war gleich Nietzsche ein auf gute Lebensform haltender Geist), und fand Menschen und Dinge immer ein wenig komisch, ein wenig tragisch, ein wenig verächtlich. Seine Lebensart war die eines vornehmen Fremden, der mit liebenden Augen durch die Welt fährt, freudig

aufnimmt und freudig aussäet, aber nirgends sich verwurzelt und nie ganz mit dazu gehört.»

Der Jude Theodor Lessing, von dem diese Sätze stammen, scheint zu wissen, wovon er spricht; jedenfalls erinnert diese Passage an Georg Simmels schönen «Exkurs über den Fremden»; auch dort wird die Verbindung gezogen von einem durch räumliche Strukturen bestimmten *Wandern*-Müssen zu einer Existenzform, die mit ihrer eigentümlichen Synthese von Nähe und Ferne die formale Position des Fremden ausmacht – eine Existenzform, die der europäische Jude vorgelebt hatte. Unnötig zu erwähnen, dass auch Simmel Jude war und dass sich in seiner Philosophie eine Seite des jüdischen Wesens: «der rastlose Geist des ewigen Wanderers» (so jedenfalls Margarete Susman) entfaltete.

Eine weniger tiefsinnige Version des Geschehens bietet dagegen Rudolph Binion an, der 1968 ein Buch über Lou v. Salomé publizierte und ebenfalls den Weg ins Hotel Misani gefunden hatte:

«The police at first suspected mischief but finally pronounced the death probably accidental. In 1962 the elderly proprietress of the Misani confirmed the police verdict to me in vivid reminiscence, specifying that, while Rée was depressed at the time by his niece's recent suicide, he was also suffering from diarrhea and was evidently emptying his bowels when he slipped . . .»

Für diese Version sprechen sowohl die von amtlicher Seite erfolgte Spurensicherung des Todessturzes von Paul Rée in die Innschlucht als auch der Befund der vorgenommenen Kleiderrevision. Im Amtlichen Protocoll über die Auffindung der Leiche heisst es: «(Die Kleiderrevision) ergab, dass sich in den Taschen nur etwas stark aufgeweichtes *Closetpapier,* ein Zahnstocher und ein Stück vollständig aufgeweichtes Brot befand.»

Paul Rée hat nur wenige Spuren hinterlassen. Mit der Auflassung seines Grabes im Jahre 1964 ist er unauffindbar geworden, so wie es Lou v. Salomé nach seinem stillen Weggang immer und immer wieder geträumt hatte:

«Einer der unheimlichsten (Träume) war dieser: Ich befand mich in Gesellschaft unserer Freunde, die mir froh entgegenriefen, Paul Rée sei unter ihnen. Da musterte ich sie, und als ich ihn nicht herausfand, wandte ich mich zum Garderobenraum, wo sie ihre Mäntel hingehängt hatten. Mein Blick fiel auf einen fremden Dickwanst, der hinter den Mänteln ruhig, mit zusammengelegten Händen, dasass. Kaum noch erkennbar war sein Gesicht vor überquellendem Fett, das die Augen fast zudrückte und wie eine fleischerne Totenmaske über die Züge gelegt war: ‚Nicht wahr', sagte er zufrieden, ‚so findet mich niemand!'.»

Man muss schon das Glück haben, einen «Grenzgänger» in Gestalt des Totengräbers zu treffen, der einem das heutige Versteck von Paul Rée verrät.

Anmerkungen:

1 Elisabeth Förster-Nietzsche bezieht sich auf den im Anhang (S. 361 ff.) des 1903 posthum veröffentlichten Rée-Buches (mit dem Titel: «Philosophie»; erschienen bei Duncker & Humblot in Berlin) abgedruckten Briefes aus dem Jahre 1897, in dem es u. a. heisst:

«Jeder thut Jedes aus Eitelkeit; aber seine (Nietzsches) Eitelkeit ist eine pathologische, krankhaft gereizte. Gesund hätte sie ihn in normaler Weise zum Hervorbringen grosser Werke gebracht; in dem Kranken, der nur selten denken, schreiben konnte, bald es überhaupt nicht mehr zu können fürchtete, Ruhm um jeden Preis erobern wollte, brachte die krankhafte Eitelkeit Krankes, vielfach Geistreiches und Schönes, aber im wesentlichen doch Verzerrtes, Pathologisches, Wahnsinniges hervor; kein Philosophieren, sondern Delirieren!»

2 Gemeint ist die von Elisabeth Förster-Nietzsche über ihren Bruder verfasste Biographie: Das Leben Friedrich Nietzsches. 1. Band: Leipzig 1895; 2. Band/1. Teil: 1897; 2. Band/2. Teil: 1904.

3 Abgedruckt in: Nietzsche. Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hg. v. G. Colli u. M. Montinari. Dritte Abteilung. Erster Band: Friedrich Nietzsche. Briefe. Jan. 1880–Dez. 1884. Berlin/New York 1981, S. 398 ff. (es handelt sich um einen Briefentwurf von Mitte Juli 1883).

4 Mit dem Rechtsanwalt gedroht hat Paul Rées Bruder Georg Rée. Vgl. den Briefentwurf bzw. Brief an Ida Overbeck (jeweils kurz vor dem 14. 8. 1883) in: G. Colli/M. Montinari, a.a.O., S. 420 ff (421) u. S. 422 ff. (423).

[5] Tönnies verwendet bereits jene Informationen, die ihm Lou Salomé hinsichtlich der jüdischen Abstammung Paul Rées in ihrem Brief vom 1. 12. 1904 hat zukommen lassen. Dieser Brief ist im Text wiedergegeben.

[6] Gemeint ist das von Lou Salomé 1894 publizierte Buch über Nietzsche: «Friedrich Nietzsche in seinen Werken». 1897 folgte dann F. Tönnies mit: «Der Nietzsche-Kultus».

[7] Auch dieses Trio hat sich «verewigen» lassen. Ernst Pfeiffer verwahrt die Photographie. Auf der Rückseite ist der Name des Photoateliers verzeichnet: «Flury-Pontresina». Dieses Photoatelier wurde 1869 gegründet und besass eine Zeitlang eine Filiale im Hotel Kulm zu St. Moritz. Obwohl im Gefolge von Modernisierungsmassnahmen in den sechziger Jahren Platten weggeworfen wurden, ist bis heute ein beträchtlicher Plattenbestand erhalten, der archiviert und ausgewertet werden müsste. Eine gewiss lohnende Aufgabe für solche, die sich auf «Spurensuche» nach den Spielarten der damaligen Prominenz begeben. Als Vorbild könnte der vom Stadtmuseum München herausgegebene wunderschöne Katalog dienen: «Hof-Atelier Elvira. 1887 bis 1928. Ästheten, Emanzen, Aristokraten» (1985). Auch dort findet sich eine Portrait-Aufnahme von Lou Andreas-Salomé als «Venus im Pelz».

[8] Es ist zweifelhaft, ob die im Fögl Ladin vom 2. 11. 1901 gemachte Angabe («seit ca. 1½ Jahren war Dr. Rée ununterbrochen Gast im Hotel Misani . . .») zutreffend ist. Im Gästebuch des Hotels Misani finden sich verschiedene Eintragungen. Die erste unter dem 13. 8. 1900: Dr. Paul Rée, Arzt aus Stibbe/Westpreussen; die zweite im Juni 1901: Dr. Rée, Rentier aus Berlin; und die dritte unter dem 25. 7. 1901, Rée, Rentier aus Berlin, zusammen mit Professor Sellin mit Tochter aus Schwerin. Sellin war der Mann von Rées (Zieh)-Schwester. Die Schriftzüge gleichen sich und verweisen auf Paul Rée; hierfür spricht auch, dass die beiden letzten Eintragungen die Zimmernummer 1 angeben, laut Auskunft des Hoteliers Dr. Ramming-Thön das von Paul Rée bewohnte Zimmer. Sowohl das gemeinsame Auftreten mit Prof. Sellin wie die Statusangabe: Rentier könnten auch auf Paul Rées Bruder Georg Rée hinweisen, wenn nicht die im Juni 1901 erfolgte Eintragung den Doktortitel vor dem Namen enthielte.

Curt P. Janz (Muttenz) und Hans Mayer (Tübingen) waren so freundlich, auf die Zusendung einer früheren Fassung, die am 17. 7. 1985 von Radio Bremen 2 gesendet wurde, zu reagieren; ihnen verdanke ich eine Reihe wertvoller Hinweise. Besonders danken möchte ich Curt P. Janz, der mir mit seiner ausführlichen Stellungnahme viel Zeit geschenkt hat. Diese Stellungnahme enthält auch den Hinweis, dass für eine künftige Neuauflage seiner Nietzsche Biographie eine Korrektur der mit +) gekennzeichneten Passagen bereits vorgenommen wurde.

Gedankt sei ferner Ernst Pfeiffer (Göttingen) für die freundliche Aufnahme und die Bereitschaft, die von Lou Salomé und Ferdinand Tönnies vorhandenen Briefe kopieren zu dürfen. Der Besuch bei ihm, dem Zweiundneunzigjährigen, war eine spannende Reise in die Vergangenheit.

Den Damen und Herren vom Nietzsche-Archiv in Weimar und Tönnies-Archiv in Kiel, insb. Jürgen Zander von der Schleswig-Holsteinschen Landesbibliothek, sei ebenfalls herzlich gedankt.

Mein Kollege Joachim Rückert hat mich nach Göttingen und Kiel begleitet und war mir eine wertvolle Hilfe beim Sichten und Lesen der einschlägigen Dokumente; wie wertvoll mag ein Auszug aus einem von Lou Salomé an Ferdinand Tönnies gerichteten Brief demonstrieren: «Was aber hat das ‚Leben' aus Ihrer Handschrift gemacht. Ich las sie mit der Lupe, womit mein Mann Inschriften auf persischen Denkmälern entziffert» (Brief v. 7. 12. 1904)

Herr Gianom (Scuol) war so freundlich, die Berichterstattung des «Fögl Ladin» über den Todessturz von Paul Rée ins Deutsche zu übersetzen.

Literaturverzeichnis

a) *Archiv-Materialien*

1. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Goethe- und Schiller-Archiv (Nietzsche-Archiv). Briefwechsel Elisabeth Förster-Nietzsche – Ferdinand Tönnies.
2. Lou Salomé-Archiv Göttingen (E. Pfeiffer). Briefwechsel Lou Salomé – Ferdinand Tönnies
3. Tönnies-Archiv der Schleswig-Holsteinschen Landesbibliothek (Kiel): Notizkalender, Notizbücher, Familienbriefe, Korrespondenz: Briefausgang (an privat), Briefeingang (von privat).

b) *Dokumente:*

Amtliches Protocoll über die Auffindung der Leiche des Dr. Paul Rée aus Berlin, zur Zeit wohnhaft im Hotel Misani in Celerina v. 28. 10. 1901; mit einem Nachtrag vom 28. 10. 1901 und einem Nachtragsprotocoll vom 29. 10. 1901.

Engadiner Post vom 31. 10. 1901; Fögl Ladin vom 2. 11. 1901

c) *Publikationen (Auswahl)*

L. Andreas-Salomé Lebensrückblick, hg. v. E. Pfeiffer. Frankfurt 1979

R. Binion Frau Lou. Nietzsche's Wayward Disciple. Princeton, N.J. 1968

C. A. Bernoulli Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Jena 1908 (insb. Bd. I)

N. Elias Die höfische Gesellschaft. Neuwied/Berlin 1969

S. L. Gilman (Hg.) Begegnungen mit Nietzsche. Bonn 1981
H. D. Hellige (Hg.) Walther Rathenau. Maximilian Harden. Briefwechsel 1897–1920. München/Heidelberg 1983, Bd. VI der W. Rathenau Gesamtausgabe (hg. v. H.D. Hellige/E. Schulin), darin: Rathenau und Harden in der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs. Eine sozialgeschichtlich-biographische Studie zur Entstehung neokonservativer Positionen bei Unternehmern und Intellektuellen, S. 15–299.
C. P. Janz Friedrich Nietzsche Biographie. München 1981, 3 Bde (dtv)
O. Klose/E.G. Jacoby/I. Fischer (Hg.) Ferdinand Tönnies. Friedrich Paulsen. Briefwechsel 1876–1908. Kiel 1961
J. Le Rider Der Fall Weininger. Wien 1985 (Löcker)
T. Lessing Der jüdische Selbsthass. München 1984 (1930)
A. Livingstone Lou Andreas-Salomé: Her Life and Work. London 1985 (Moyer Bell)
H. Mayer Aussenseiter. Frankfurt 1981
M. v. Meysenbug Memoiren einer Idealistin, hg. v. R. Wiggershaus. Frankfurt 1985 (anonym in franz. 1869; 1876)
B. Nitzschke Messer im Herz, Dreieck im Kopf. Vignetten zu einer Pornographie der Gefühle, in: Konkursbuch 10, Zeitschrift für Vernunftkritik 1983, S. 53–88
H. F. Peters Lou Andreas-Salomé. München 1981
H. F. Peters Zarathustras Schwester. Fritz und Lieschen Nietzsche – ein deutsches Trauerspiel. München 1983
E. Pfeiffer Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung. Frankfurt 1970
E. Podach Friedrich Nietzsche und Lou Salomé. Ihre Begegnung. Leipzig 1938
W. Ross Der ängstliche Adler. Friedrich Nietzsches Leben. München 1980
K. Schlechta Nietzsche-Chronik. Daten zu Leben und Werk. München 1984 (dtv)
F. Tönnies Paul Rée, in: Das freie Wort IV, 1904/05, S. 666–673
C. Wagner Die Tagebücher. Bd. II: 1873–1877. Ediert und kommentiert von M. Gregor-Dellin und D. Mack. München/Zürich 1982 (2. Aufl.)
S. Zweig Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt 1977 (1944).

Möchten Sie Ihr Heim gediegen ausstatten?

Unsere in rein **handwerklicher Arbeit** hergestellten Artikel eignen sich vorzüglich dazu.

- Tisch- und Couchdecken (Wolle)
- Tischdecken und Servietten (Leinen und Halbleinen)
- Stuhl- und Eckbankkissen
- Vorhänge – Teppiche
- Kissen – Möbelläufer usw.

Alles auch in **Extra-Grössen**

Wir stellen nicht mehr an der HIGA aus. Deshalb sind wir froh, wenn wir Ihnen bei Bedarf unseren Prospekt oder eine unverbindliche Auswahl zustellen dürfen.

EMMENTHALER HANDWEBEREI 3532 Zäziwil, Tel. 031/91 04 08

Friedrich Nietzsche
zum 15ten Oktober 1903

Ein Leben, hoch erfüllt von starkem Ringen,
Sich in des Wesens Tiefe zu versenken,
Das Weltgeheimniss forschend zu durchdringen –

*

So ward ihm heisse Leidenschaft das Denken!
Ein Schicksal galt es denkend zu bezwingen,
Einsam den Mast durch rauhen Sturm zu lenken!

*

Ihn trieb ein über-menschliches Verlangen,
Nach Höhenluft ein kühnes Freiheitssehnen,
Doch Allzumenschliches hielt ihn gefangen

*

Des Stumpfsinns Abgrund sah er an sich gähnen,
Da stieg ihm Zornesfarbe in die Wangen,
In Schaffensjauchzen barg er stille Thränen!

*

Was er erreichte? – Freude anzuzünden
Und Mut zum Schönen. Das ist ihm gelungen. –
Weisheit und Künste lehrt' er sich verbünden.

*

Sein Siegeslied hat er nicht ausgesungen . . .
Doch Himmelsglanz lässt irdische Mängel schwinden,
Der Menschheit Genius hält ihn umschlungen! –

F. Tönnies

Frau
Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche
ehrerbietigst gewidmet.
(Nietzsche-Archiv, unveröffentlicht)